111
1452

Gen. 162 III / 445:2.
2
Bibliothek

Erinnerungen

zur

Beförderung

einer

rechtmäßigen Lebensklugheit.

In Erzählungen und praktischen Aufsätzen.

Herausgegeben

von

Friedrich Rochlitz.

Zweyter Theil.

Züllichau und Freystadt,

bey Darnmann 1798.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
162/2

Meinem Freunde

Herrn

Christoph Gottfried Bachmann

in Leipzig

aus wahrer Achtung

zugeeignet.

Vorrede.

Von den Aufsätzen dieses Bändchens weiß ich nichts Gutes im voraus zu sagen, wohl aber manches Böse. Es enthält nehmlich

erstens: die Fortsetzung des Spielers, aber noch nicht dessen Beendigung; und

zweytens: eine anthropologische Abhandlung, welche zwar gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmacht, gewissermaßen aber auch nur angefangen ist. Also wieder zwey Abbrechungen. Dies ist vielleicht manchem meiner Leser unangenehm. Mir nicht weniger. Aber in einem Werkchen, das auf ein ziemlich gemischtes Publikum — wenigstens berechnet ist; in welchem also die Verfasser für Verschiedene Etwas geben sollen, sind dergleichen öftere Trennungen eben so unvermeidlich, als sie es unter Freunden, welche für die große Welt leben, sind. Vom zweyten Aufsatz und dessen besonderer Absicht sagte ich gern Etwas. Aber zu Zeiten, wo die wahre Unbescheidenheit so gemein ist, pflegt man sie überall vorauszusetzen, wo sich das oder jenes so deuteln und modeln läßt. Ich

verschweige es also lieber, und gebe den Aufsatz ohne besondere Weisung hin. Daß es mir mit ihm nicht blos um eine unschädliche Leserey — wie man sich jezt so gern ausdrükt — zu thun ist, wird man ihm hoffentlich ansehen. Der Himmel verleihe ihm Leser, welche ihn beurtheilen, und Beurtheiler, welche ihn lesen. Er soll ununterbrochen fortgesezt, und von der ersten Nummer im folgenden Bande der Schluß geliefert werden.

Ein zweytes Uebel dieses Bändchens ist, daß alle Aufsätze von mir sind. Die Mitarbeiter, und besonders August Lafontaine, wurden durch mancherley Verhältnisse diesmal verhindert.

Endlich, so habe ich Emiliens Heyrathsgeschichte vor geraumer Zeit in

einer sehr unbedeutenden und ganz unbekannt gebliebenen Sammlung schon abdrukken lassen. Sie erscheint aber hier durchaus umgeändert, zu manchem nüzlichen Zweck verarbeitet, und, wie ich mir einbilde, verbessert.

Leipzig.

Friedrich Rochlitz.

Inhalt.

I. Der Spieler. Zweyte Abtheilung S. 3

II. Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet 65

III. Ferdinands Hochzeittag 177

IV. Emiliens Heyrathsgeschichte, ein Gegenstück zur vorhergehenden Erzählung 269

Der Spieler.

Zweyte Abtheilung.

Der Spieler.

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Die neue Wirthschaft.

Adolf ermattete sich drei Tage lang in den langen Straßen Berlins, bis er eine Wohnung nach seinem Sinn fand. Er lebte diese Zeit über nicht nur in, sondern auch fast von Entzücken; worüber er sein Fieber — erst vergaß, dann verlohr. Sein Geist schwamm in einer Art magischen Nebels, welcher alles Vergangene in seinem Andenken verhüllete, die Gegenwart fröhlich, die Zukunft selig zauberte,

und ihn kaum einzelne Minuten zu sich selbst kommen ließ. Er hatte in der ersten Zeit seines Aufenthalts in der Königsstadt vielerley über Liebe, Ehe, u. d. gl. gelesen; hatte sich darüber ein eignes Systemchen erbauet von einer Art ehelichen Liebe ohne Ehe, gesezmäßigen Zusammenseyns ohne Gesetz — ohne Gesetzeszwang, wie er es nannte. In andrer Leute prosaischer Sprache mochte das wohl heißen: eine Verbindung mit einem geliebten Weibe, welche blos von beiden Theilen, ohne öffentliche Sanktion, eingegangen und so lange treu gehalten würde, als beyde Theile sich dazu geneigt fühlten. Da aber beyde Theile, wie in solchen Jünglingsträumereyen immer, ganz vorzügliche Menschen waren, so mußten sie ewig dazu geneigt, folglich ewig sich treu seyn. Nur eine solche Verbindung, hatte er gedacht — kaum das höchste Glück der Liebe gewähren, weil hier alles, was auch nur einen Schein von Zwang und Befehl hat, ausgeschlossen bleibt. Und siehe da — hier hatte er ja das vermeynte höchste Gut selbst.

In einzelnen Momenten der Besinnung fiel ihm zwar ein, daß er Juliens Charakter doch wohl noch nicht genau genug kenne; er

vermochte es sich auch nicht abzuleugnen, daß in ihrer Lebensbeschreibung manches sey, das seinem Gefühl widerstand; vielleicht ahndete ihm auch wenigstens die Wahrheit, daß kein Selbstbiograph, auch wenn er noch so aufrichtig seyn will, und wirklich in den Thatsachen kein Jota ändert, ganz aufrichtig darstellen kann —: aber bey allem diesen beruhigte ihn die freye Art seiner neuen Verbindung vollkommen.

Er erhielt einen Brief von seiner Mutter, worin ihn diese bat, er möchte, da er nun seit einigen Monaten mündig sey, zu ihr kommen, und das beträchtliche Landgut, das ihm der Vater hinterlassen, selbst übernehmen, um den Betrügereyen des Pachters Einhalt zu thun. Der Brief ward flüchtig überlesen, bey Seite gelegt, und die Sache auf gelegenere Zeit verschoben.

Endlich fand er eine stille, angenehme, anständige Wohnung für sein Julchen: und das Mädchen kam glüklich mit ihren Habseligkeiten an und bezog die kleinen netten, Zimmerchen mit tausend Freuden.

Daß Adolf nun zu allen Geschäften gänzlich unfähig war; daß alles, was er that, verkehrt wurde — denkt man sich von selbst.

Eben so natürlich ist es, daß selbst sein Herr Principal das endlich bemerkte, ihn darüber zur Rede setzte; daß Adolpf über gewisse Punkte jetzt reizbarer als je war, daß deshalb beyde hart an einander kamen, und die Unterhaltung sich mit einer Aufkündigung der ganzen bisherigen Verbindung Adolfs mit F — endigte. Nun war Adolf doppelt glüklich. Frey von allen widerlichen Verhältnissen, konnte er nun seiner Julie einzig und allein leben. Mit seinem moralischen Gefühl war er vor der Hand durch jene Sophistereyen abgefunden. In Ansehung der Kosten eines solchen Lebens war er ganz unbesorgt; konnte er doch nun die Einkünfte seines Gutes selbst beziehen! Ueberdies war Julie in ihren Forderungen so bescheiden! Und für einen Nothfall konnte es ja dem Besitzer eines Gutes, das leicht sechzig- bis siebenzigtausend Thaler werth war, nicht an ehrlichen Leuten fehlen, die ihn, gegen schuldige Vergütung, mit ihren Kassen unterstützten. Daß er und Julie — eben weil sie einzig und allein aus dem Becher der Liebe tranken, diesen desto schneller ausleeren mußten, fiel beyden nicht ein. Er schrieb seiner Mutter seine Trennung von F —, unter ir-

gend einem scheinbaren Vorwandte: und die gute Mutter ließ sich das gefallen. So gingen die Sachen erwünscht — ein Viertel-jahr lang.

Jezt erwachte endlich Stunden, gar bald Tagelang der Träumende. War es sein Körper, der den Geist wekte; oder verstärkte das Bedürfnis des erstern nur das plözliche Auffahren des leztern aus dem bisherigen Taumel —: er fühlte sich wie verwandelt, wie herabgestoßen aus einer romantischen Zauberwelt in eine trokne öde Wüste. Er fing an sich zu erinnern, daß selbst in Stunden des höchsten Genusses eine geheime Stimme in ihm gesprochen hätte: „So durfte dir das nicht gewähret werden —!" — Juliens Geist und Witz, der aber doch nur bloße Naturgabe, ohne alle Bereicherung, Politur und Verfeinerung durch Wissenschaften, war — wurde immer mehr erschöpft, wiederholte sich selbst, ward eben dadurch gewöhnlich und verlohr gar vieles von seinem Reize. Die kleinen Lustbarkeiten, an denen beyde Liebende bisher fleißig Antheil genommen hatten, wurden — da man sie nicht als Erholung von Geschäften, sondern als Geschäft selbst behandelte — alltäglich und

wirkten gleichfalls nichts mehr. Wer immer ruhet und immer sich erholt, weiß eben darum gar nicht, was Ruhe und Erholung ist. Es entstand von Zeit zu Zeit eine gewisse Leere der Unterhaltung, die zwar beyde Theile einander verbergen wollten, einander auszufüllen strebten: aber man bemerkte doch heimlich jenes Wollen, dieses Streben — und das war genug, um eine gewisse Aengstlichkeit in das Benehmen beyder zu bringen, die man bey überdelikaten Eheleuten und vornehmen Freunden öfters antrifft, und die gar bald so peinlich wird.

Julie verstand selbst von der großen Kunst der Mäßigung der Sinnenlust — von der Kunst, jeder Gewohnheit, jedem Ueberdruß schon aus der Ferne entgegen zu kommen, durch Grazie, Zartheit und Erfindungsgeist die Phantasie zu hintergehen — nicht die Anfangsgründe. Wie hätte sich auch dieser sich selbst auferlegte Zwang mit ihrer nicht nur raschen, sondern voreiligen Sinnesart vertragen! wie hätte ihre Phantasie, ihr Geschmack, ihr ganzer Geist, der nur das war, was die Natur und die Welt, in welcher sie bisher gelebt hatte, (und wir wissen schon, daß dies nicht

die beste war) aus ihr gemacht hatten — wie hätte dieser ihr Geist zu der Zartheit und Kultur, welche jene Kunst erfordert, kommen sollen! Sie hatten keine Ahndung davon, daß man weit mehr gewähren könne, als was gemeiniglich höchste Gunst heißt. Die nur allzuverschwenderische Art, nach der sie liebte, mußte Adolfs Einbildungskraft abkühlen; jezt hing er also nur noch an Lust und Sinnen: aber wie schwach, wie kurz ist dies Band? Des Menschen Sinnlichkeit kann nur ein gewisses Maas des Vergnügens, wie des Schmerzes, ertragen. Uebersteigt beydes dies Maas, so entstehet Empfindungslosigkeit, Ohnmacht, Oede, Leere — ein momentaner Tod — so wie der zu sehr gedrükte Nerve eben darum keinen Druck mehr empfindet.

Da Julie es einmal dahin hatte kommen lassen, so konnte sie auch nicht mehr hindern, daß sie selbst nicht Adolfen in einem ganz andern Lichte, als ehemals, erschienen wäre. Adolf bemerkte jezt an Julien erst mehr Feuer als Zärtlichkeit; dann mehr Gefälligkeit als Feuer: aber er dachte nicht daran, daß, wenn auch diese Bemerkungen gegründet wären, Juliens Veränderung doch nichts als ein Bild

seiner eigenen zurükwerfe — eine gewöhnliche Ungerechtigkeit der Männer.

Endlich besann sich Julie auf gewisse Erfahrungen, die sie zu einer kritischen Zeit ihres vorherigen Lebens gemacht hatte, und an die sie freylich eher hätte denken sollen. Sie fing an in die Zukunft zu blicken, und da ihr diese nicht viel Angenehmes zeigte, suchte sie dem Uebel zuvor zu kommen. Sie selbst ermunterte Adolfen, sich Zerstreuungen zu suchen; schlug ihm vorerst eine gemeinschaftliche Reise vor; aber es hatte sich eine gewisse sehr natürliche Lässigkeit und Trägheit Adolfs bemeistert — er fand den Vorschlag gut, versprach ihn auszuführen, verschob aber diese Ausführung von Zeit zu Zeit. Der Schwächling wie der sehr Unglükliche scheuet jede Veränderung seines Zustandes, selbst wenn sie offenbar vortheilhaft ist, Er aber dabey selbstthätig seyn soll. —

Julie schlug nun vor, mehr Gesellschaft zu halten. Aber woher Gesellschaft nehmen, welche Adolfen jezt befriedigte? Auch dies ward verworfen, oder vielmehr verschoben. — Adolf beschloß vielmehr — wie der erschöpfte Dionysius, der Plato'n kommen ließ — zu den

Wissenschaften, die er ehemals so geliebt, und die seinen Geist so gestillet und befriedigt hatten, zurük zu kehren.

Der Anfang ward bald und nicht ohne guten Willen, nicht ohne Eifer sogar — gemacht. Allein, besondere Umstände auch noch nicht erwogen — so gleicht die Rükkehr zu den Wissenschaften nach etwas langer Trennung der Rükkehr zum Tanzen oder ähnlichen körperlichen Fertigkeiten. Hat man sie einmal eine geraume Zeit verlassen, so fehlt es an der ehemaligen Gewandheit und Gelenkigkeit — hier des Körpers, dort des Geistes; man bemerkt dies, man fühlt — du bist nicht mehr das dafür, was du ehedem warest; dies macht unmuthig, ärgerlich: und nun wird der Versuch gewiß — für immer, oder doch bis auf ganz veränderte Verhältnisse aufgegeben.

Bey Adolfen kam hierzu noch dieser sehr wichtige Umstand. Wenn es ihm zuweilen gelang, sich für irgend etwas Vorzügliches, das er las, zu interessiren: so fühlte er auch, wie jeder gutmüthige Mensch, den Drang, es Andern mitzutheilen, es Andere mitgenießen zu lassen. Er eilte also mit seinem Buche zu Julien — andere Gesellschaft hatte er nicht.

Julien war aber alles, was Wissenschaft hieß, so freund; ihr leichtsinniger und leichtfertiger Geist fand alles, wobey er sich nur sammlen und einigermaßen anstrengen sollte, so düster, so traurig: daß sie entweder mit einem kurzen kalten Zustimmen Adolfs Deklamationen hinnahm; oder, aus Gefälligkeit gegen ihn, auch wohl ein lebhafteres Interesse dafür vorgab oder erzwang —; und Adolf war jezt scharfsichtig genug, das Vorgegebene oder Erzwungene zu bemerken, seine literarischen Schönheiten ein andermal für sich zu behalten, deshalb sie weit weniger schön zu finden, und endlich seine Bücher — wegzuwerfen.

Nun war er wirklich unglüklich: denn nun schlich sich das Gefühl, daß er's sey, in einsamen trüben Augenblicken, in sein Bewußtseyn. Er kämpfte dagegen; er verscheuchte, unterdrükte es auf kurze Zeit — aber dämpfte es nicht. Mächtiger und öfter kehrte es zurück, schlang sich, wie jene Schlange, um diesen Baum des Erkenntnisses in seinem Innersten: — und nun konnte er sich nicht mehr davon loswinden. In solcher Stimmung empfing er Einen kummervollen Brief seiner Mutter, die seine Verhältnisse erfahren hatte,

nach dem Andern; in solcher Stimmung trafen ihn einige demüthigende Behandlungen und Anspielungen auf seine Verhältnisse in Gesellschaften, die er aus Gefälligkeit gegen Julien aufgesucht hatte; in solcher Stimmung fing er an zu bemerken, daß seine Einkünfte zur fernern Führung eines solchen Lebens nicht zureichten, daß er gezwungen sey, von Zeit zu Zeit wenigstens kleine Summen aufzunehmen, daß er dadurch in Gefahr komme, wieder in alle die entehrenden Verhältnisse zu versinken, aus denen er vor kaum einem halben Jahre gerissen worden war — —

„Ja, ja —
rief er aus;
„ich bin elend! und ich weiß keine Hülfe —!"

Seine größte Sorge war nun, dies Gefühl und seine daraus entstehende Düsterheit Julien zu verbergen. Aber wie hätte sie Julien entgehen können! Sie hatte die Veränderung in seinem Gemüth längst bemerkt, und suchte sie durch alle Fülle der ihr möglichen Liebe zu verdrängen. Adolf sahe ihre Bemühungen — aus Erkenntlichkeit gegen das Mädchen und um seine innern Quälgeister zu be-

täuben, versenkte er sich in immer neue Genüsse: aber auch dies Mittel hatte seine Kraft verlohren — wenig Minuten konnte er sich selbst vergessen, und dann fühlte er seinen Zustand nur um desto tiefer. Mit Erbitterung, mit Selbstverachtung sahe er sich selbst, sahe er die Menschen um sich her, sahe er die Welt an. Zuweilen trat aus dem Dunkel seiner Seele ein Bild der Jugend hervor, als sein ruhiges unschuldiges Herz noch alles im schimmernden Gewand der Morgenröthe sahe. Da sahe er sich als Pflanze, die zum kräftigsten schönsten Baum aufschoß, und nun — als verdorrend.

„Ich war einst so glüklich — unter un-
„günstigen Verhältnissen doch so glüklich — —
sagte er;

„das ist nun alles vorbey —! Die Ver-
„häl tnisse sind gut: aber ich — ich bin
„schlecht! Noch nicht am halben Lauf mei-
„nes Lebens eile ich einem schändlichen En-
„de zu — —"

Jeden Morgen stand er auf mit dem Vorsatz, sich zu erheben; jeden Abend sank er aufs Lager mit Grimm über sich selbst, weil er

nicht Kraft genug gehabt hatte, den Vorsatz auszuführen. Nichts hatte mehr für ihn Reiz; trübe, wie seine von Hypochonder nur noch mehr verdüsterte Seele, erschien ihm die Schöpfung; er fühlte sich kränklich, übellaunig, Verdruß zu nehmen und zu geben aufgelegt; zuweilen übereilte ihn diese Aufgelegtheit sogar in Juliens Gesellschaft, und das Mädchen mußte davon leiden. Gar bald schmerzte ihn das so inniglich, und er zog aus der fruchtlosen Reue nur neuen Stoff zum Haß gegen sich, nur neues Gift für seine einsamen Stunden.

Mehr noch, um sich selbst in solchen Stunden die Gelegenheit Julien zu sprechen und — zu beleidigen abzuschneiden, als um die tödliche Leere in seinem Gemüth auszufüllen, versuchte er es noch einmal, Menschen aufzusuchen, und sie näher an sich, sich näher an sie zu ketten. In dieser Absicht besuchte er, auf Juliens gutgemeyntes Anrathen, besonders das R—sche Kaffeehaus. Er machte da nun wohl Bekanntschaften von mancherley Art: aber was konnten flüchtige Unterhaltungen über das Wetter oder das lezte Schauspiel; was konnten kleine Anekdoten von Familien, die er nicht kannte; was konnten politische Kan-

nengießereyen, die er nicht achtete, seinem dürstenden Geiste für Befriedigung, seinem leeren Herzen für Ausfüllung geben?

Zweytes Kapitel.

Ein Schlafender erwacht.

Auf dem N—schen Kaffeehause gab es einige Zimmer, die man geschlossen nannte, für Gesellschaften, welche auch geschlossen hiessen; in welche aber doch, nicht nur Initiirte, sondern auch alle die Zutritt hatten, von welchen man hoffen konnte, sie würden sich in die dort verhandelten Geheimnisse einweihen lassen. Um es kurz zu machen — es wurde da von stattlichen Herren, großentheils in ansehnlichen Uniformen, auf denen hier und da wohl auch ein Ludwigskreuz prangete, Bank gehalten. Haufen Goldes lagen umher verbreitet, und waren das, womit man anköderte; Dürftigkeit, Verwünschungen, jammernde Weiber, hungernde Kinder, zu späte Reue, Herzeleid, Verzweiflung, nicht selten Diebe-

reyen und zuweilen Selbstmord, waren die Folgen, wenn man eine Zeitlang angeködert war. Von diesen Folgen sahen aber die müßigen Zuschauer nichts, oder sie blikten darüber hinweg und erfreueten sich lieber über das Interesse des wechselnden Glüks; unterhielten sich wohlgefällig durch das abwechselnd steigende und fallende Gefühl der Wärme ihres Bluts bey dem Wagen, Gewinnen oder Verlieren ihrer Brüder. Man hatte zwar strenge Gesetze gegen solche Mördergruben: aber die Gerechtigkeit, oder vielmehr die von dieser wohl zu unterscheidende Justiz zog ihre Binde noch fester zusammen und sahe nichts.

Der müßige Adolf, der nur Etwas suchte, das seinem Geiste einige Beschäftigung gab, schlich zuweilen gleichfalls in die geschloßnen Zimmer jener geschloßnen Gesellschaften. Als er das erstemal hineintrat, überfiel ihn ein leichter Schauder: denn er gedachte der Noth, worein er durch denselben Dämon, der hier regierte, einst gezogen worden war. Fest faßte er daher den Entschluß, nur den Zuschauer hier zu machen.

„Kann man Menschen, die ihren Hals
„alle Minuten in Gefahr setzen — kann

„man Luftspringer und Equilibristen mit
„Interesse sehen, ohne daß man in Ver-
„suchung kömmt, es ihnen nachzuthun:
„so kann man es ja wohl auch bey Men-
„schen, die ihr Haab' und Gut in solche
„Gefahr bringen." — —

So dachte er; aber daran erinnerte er sich nicht, daß man eben darum, weil jene das Leben selbst in Gefahr begeben, diese nur Geld, dort nicht in Versuchung des Mitmachens kömmt, aber hier. Indeß machte ihn doch das starke lebhafte Interesse, das er an den Spielenden nahm, darauf aufmerksam, daß der Geist der Spielsucht in ihm zwar entschlafen, aber nicht gestorben sey. Doch alles, was er deshalb für nöthig erachtete, war, jenen Vorsatz, blos Zuschauer zu bleiben, noch einmal fest zu fassen. Das that er denn auch.

Beym zweyten Besuch dieser Gesellschaft stellete sich jener Schauder leichter ein, beym dritten blieb er ganz weg: aber Adolf blieb doch nur Zuschauer. Bey dem vierten stellete er einige Reflexionen darüber an, daß es doch ein ganz anderes Ding sey, mit solchen angesehenen rechtlichen Leuten sich in Spiel einzus

lassen, als mit jener elenden Gaunerfamilie, in deren Hände er, albern genug, ehemals gefallen wäre. Er gab seinem guten Geiste zwar zu, daß man hier wie dort, wenn das Glück feindselig wälte, arm und elend werden könne: aber, meynte er, gerade weil hier das Glück waltet, nicht Betrügerey, so muß es veränderlich, nicht immer feindselig seyn. Den Beleg zu dieser seiner Meynung hatte er hier vor Augen. Einige der jederzeit anwesenden Herren, die gerade am meisten und ruhigsten wagten, verloren zwar zuweilen gewaltige Summen, aber zu anderer Zeit gewannen sie eben so gewaltige, wo nicht noch stärkere. Daß diese jederzeit anwesenden Herrn — wenigstens möglicher Weise, zu den Vertrauten der Banquiers gehören, und also gar leicht aus gemeinschaftlicher Kasse heute verlieren, morgen gewinnen könnten — das kam ihm freylich nicht in den Sinn. Uebrigens waren die Herrn, bey allem hohen Ton, in welchem sie sprachen — dennoch in der That die munterſten und angenehmſten Gesellschafter von der Welt.

Beym sechsten oder siebenden Besuch dieser Gesellschaft glaubte Adolf ein Mittel ge-

funden zu haben, Einem, der nun gar zu große Lust zum Spiel in sich fühlte, die Befriedigung derselben ziemlich unschädlich zu machen.

„Ein solcher Mensch —

meynte er;

„müßte sich eine bestimmte Spielkasse „errichten; eine gewisse Summe fests „setzen, die er allenfalls missen und schon „im Voraus für verlohren nehmen könnte. Gehet diese verlohren — nun, so „bleibt er weg und ist um eine Erfahrung reicher; gewinnet er damit, so „lege er den Gewinnst in diese Kasse „und suche damit sein Glück weiter, „u. s. f.

So schien ihm die Sache sehr vernünftig, und er fand wenigstens nichts Abschreckendes darin, sich selbst als einen solchen Menschen zu denken.

„Wenn du nun auch — etwa ein funfzig Thaler dazu anlegtest —!“ fragte er sich im Stillen.

Während solche Gedanken in seinem Kopfe umherwirbelten, stand er am Spieltisch, die Augen starr gerichtet bald auf das Gold, bald

auf die Kälte und Ruhe, mit der besonders der Banquier, ein Mann von einigen vierzig Jahren, mit ernstem ausdruksvollen Gesicht — beträchtliche Summen an einen artigen jungen Mann, in französischer Uniform, verlohr und wie Rechenpfennige hinzahlte. Adolf konnte sich nicht enthalten, das groß zu finden. Der junge Gewinner hatte schon zu andernmalen sich in kleine, flüchtige, muntere Gespräche mit ihm eingelassen; Adolf hatte in ihm ein äußerst angenehmes Männchen gefunden: er freuete sich seines heutgen Glüks.

Indem kam ein Aufwärter und sagte dem jungen Officier Etwas ins Ohr —

„Verwünscht —!

rief dieser aus; dann fuhr er leiser zu Adolfen, der eben neben ihm stand, fort:

„Ein nothwendiges Geschäft zwingt mich,
„auf eine halbe Stunde ohngefähr weg-
„zugehen. Ich möchte so gern mein
„Glück verfolgen — es kömmt Einem
„nicht immer so! Darf ich Sie bitten,
„indeß mein Spiel zu übernehmen —
„auf meine Rechnung, versteht sich!" —

Adolf that das mit Vergnügen. Wagte er doch nichts selbst dabey — wie er glaubte.

Der Officier ging. Adolf verhielt sich behutsam und schonte die zurükgelaßne Kasse des Herrn Marquis von X —, (so hieß der junge Officier) — Adolf gewann. Nun stieg sein Feuer, nun wagte er mehr — und gewann. Jezt ward sein Feuer heftiger, er wagte viel — und gewann noch mehr. Da kam der Marquis zurück. Adolf verkündigte ihm sein Glück mit glühenden Wangen und blitzenden Augen: lächelnd hörte ihn der Marquis an, mit gefälliger aber gleichmüthiger Miene übernahm er seinen verzehnfachten Kassenbestand, spielte selbst weiter und gewann immer fort.

Endlich hob man das Spiel auf, und der Marquis strich eben so gelassen seine Haufen Dukaten ein, als der Banquier seine verminderten Goldklumpen in Rollen ordnete und zu sich stekte. Man wünschte einander eine gute Nacht, und der Marquis lud Adolfen — aus schuldiger Dankbarkeit, wie er lächelnd sagte — zu einem freundschaftlichen Frühstück in seine Wohnung, im Hotel de B — ein. Adolf versprach zu erscheinen und ging sehr unruhig nach Hause.

„Hättest du doch auf deine Rechnung gespielt —!“

Dieser Gedanke kam ihm nicht aus dem Kopfe.

Drittes Kapitel.

Die Kompagnie.

Den folgenden Vormittag ging Adolf, noch immer mit jenem Gedanken beschäftiget, zum Marquis. Er fand ihn in einem sehr eleganten Zimmer. Alles zeugte von Wohlstand und Geschmack. Der Marquis empfing ihn mit freundschaftlicher Vertraulichkeit, und stellete ihn der Gesellschaft auf die vortheilhafteste Weise vor.

Die kleine auserlesene Gesellschaft bestand nur aus Freunden — wie sich der Marquis ausdrükte. Der Banquier vom R — schen Kaffeehause; der alte Graf U —; noch einige junge Officiers, welche insgesammt Adolf unter den gewaltigsten Pointeurs gesehen hatte; und eine junge schöne Dame, welche

ihm als die Geliebte des Marquis bekannt gemacht wurde —: weiter war Niemand da. Jedes Mitglied des Gesellschaftchens war leichten muntern Humors, jedes schien in großer Welt gebildet, jedes gereiset zu seyn —: die Unterhaltung war also interessant, angenehm, und einige Stündchen verflogen Adolfen wie Minuten.

Man distinguirte ihn sichtbar — aber mit der seltenen Feinheit, welche allen Schein des Distinguirens vermeidet — weil dieser sonst nur in Verlegenheit setzen und die Offenheit stören würde. Auch die junge Dame, welche man Fräulein Kamilla nannte, war sehr artig und gefällig gegen ihn. Das Fräulein war überhaupt lauter Geist und Leben, lauter Witz, Fröhlichkeit und Artigkeit. Noch nie hatte Adolf eine Dame die Wirthin mit so viel Leichtigkeit und Grazie, mit so viel Geschäftigkeit für das Vergnügen der ganzen Gesellschaft, und doch mit so zarter Verbergung alles Strebens und Bemühens darnach — machen sehen. Er konnte es nicht lassen, den Marquis heimlich zu beneiden und gewisse Vergleichungen anzustellen, welche nicht

zum Vortheil einer gewissen dritten Person ausschlugen.

Als er einmal zufällig mit dem Marquis allein an einem Fenster im Gespräch stand, trat der alte Graf U — hinzu.

„Marquis —

sagte er;

„Sie haben seit einiger Zeit so enormes „Glück gegen den Kapitain" —

Unter diesem Namen ging der bewußte Banquier —

„Und Sie hatten es vor einigen Wo„chen" —

fiel der Marquis ein.

„Jezt aber viel Unglück" —

fuhr jener fort;

„wie wäre es, wenn wir einen Versuch „machten, unser Glück durch eine Spekula„tion, Finanzoperation, oder wie Sie es „nennen wollen — kurz, durch eine Kom„pagnie mehr zu fixieren?" —

„Ich bin nicht sehr für Kompagnieen" — sagte der Marquis.

„Warum nicht?

fuhr jener fort;

„ich getraue mir zu berechnen, daß das
„durch der Wohlstand der gemeinschaftlichen
„Kasse gesichert werde —. wenigstens nach
„so viel Wahrscheinlichkeit, als man hier
„nur immer verlangen kann" — —
„Zu berechnen?
fiel der Marquis lachend ein;
„lieber Graf, Sie mögen ein guter Arithe-
„metiker seyn, dazegen hab' ich nichts:
„aber die Rechnung wäre ich denn doch
„neugierig zu sehen!" —
Adolf hörte still mit lebhaftem Interesse zu.
Der Graf zog sein Taschenbuch hervor —
„Sehen Sie — jeder Theil der Kom-
„pagnie legt eine gewisse Summe zur ge-
„meinschaftlichen Kasse an — gleichviel
„wie stark. Diese Summe soll A seyn;
„sie mag aus Beyträgen von etwa vier
„Personen bestehen — also A, A, A, A.
„Nun ist die Kasse des Banquiers, B —
„wir wollen annehmen, sechsmal stärker,
„als die Kasse der Gesellschaft" — — —
Und nun machte der Herr Graf eine Be-
rechnung, welche sich meine Leser von ihm
selbst erläutern lassen mögen, wenn sie sie
wissen wollen, weil sie dem Erzähler nicht

bekannt ist. Das aber ist ihm bekannt, daß der gräfliche Rechenmeister seine angekündigte Wahrscheinlichkeit erträglich genug ableitete, oder doch gut genug aufzustutzen und darzustellen wußte.

„Nun —

sagte der Marquis;

„Sie rechnen Einem die Lust ein — wie „die Hofmeister die Lust zu den Wissenschaften Einem einzanken. Ich bin bey „einem Versuch — lassen Sie uns die „Sache hernach regulieren" — —

Adolf, von dem die Herren im bisherigen Gespräch gar keine Notiz genommen zu haben schienen — fiel etwas stockend ein:

„Meine Herren — Es wäre vielleicht unbescheiden und zudringlich — da ich nur „entfernt Ihnen bekannt zu seyn die Ehre „habe — wenn ich Ihnen auch meine „Hand zu diesem Verein bieten wollte" — —

„Allerliebst —!

fiel der Marquis ein;

„so ein Glükskind ist zu brauchen! Daß „Sie das sind, weiß meine Kasse von „gestern her zu rühmen! Sie wollen also

„beytragen, dem Kapitain heiß in seiner „Haut zu machen?“ —

„Wenn Sie es verstatten —!“

Beyde waren sehr vergnügt darüber. Der Marquis fuhr fort:

„Aber wir entfernen uns zu lange von „der übrigen Gesellschaft. Lassen Sie uns „diesen Abend hier bey mir wieder zusam„menseyn und die Sache in Ordnung „bringen!“ —

Indem trat der Herr Kapitain selbst herzu:

„Wie?

sagte er;

„giebt es hier eine geheime Verschwö„rung?“

„Scherzen Sie nicht, Kapitain —

meynte der Marquis;

„es könnte wohl so Etwas im Werke seyn, „und zwar — gegen Sie!“ —

„Gegen mich —?“

„Nun, nicht eben Sie zu laterniſieren: aber „denn doch Ihnen, mit der Hülfe des „Himmels, nach Möglichkeit das Leben „sauer zu machen!“ —

„Wer Einem oft das Leben so angenehm „gemacht hat, als Marquis X — mir —

sagte der Kapitain verbindlich;

„von dem kann man sich schon einmal das „Gegentheil gefallen lassen. — Aber ernst„haft — Ich komme mit einem — mir „wenigstens recht wichtigen Anliegen an „Sie, Herr Marquis! Ich habe Fräulein „Kamilla an ihr längst gegebenes Wort „erinnert, uns das Vergnügen zu gönnen, „ihr bekanntes Talent als mimische Künst„lerin bewundern zu dürfen. Sie ist, auf „unser Eindringen, nicht abgeneigt: pro„vociert aber auf Sie — Ich hoffe" — —

„Ah, Marquis —

rief die ganze Gesellschaft;

„Einstimmung! Einstimmung!" —

Das Fräulein war hinausgegangen. Der Marquis antwortete mit der ihm so natürlichen Artigkeit:

„Ich würde mir es selbst nicht vergeben, „wenn ich einer so schätzbaren Gesellschaft „eine Unterhaltung misgönnen wollte, die „an sich schon — noch mehr aber als Un„terhaltung meiner Freunde, so viel Reiz „für mich haben muß. Wofern also meine „gute Kamilla" — —

Hier kam diese eben zurück. Alles stürzte ihr entgegen:

„Fräulein — wir haben sein Wort! wir „haben sein Wort —!“

„Und leider das meinige auch —

sagte Kamilla lächelnd;

„Da muß ich mich also wohl fügen“ —

„Wann wünschen Sie —?“

fiel der Marquis ein.

„O heute! heute!“ —

rief alles.

— „Nun so sind Sie sämmtlich diesen Abend „unsere lieben Gäste —

sagte Kamilla;

„Ich bin gewiß, Sie werden mich dann „nicht wieder auffordern!“ —

Alle waren voll Freude; und so ward dies Frühstück aufgehoben, das sich bis über die gewöhnliche Mittagszeit verzögert hatte. Alle wiederholten vergnügt das Versprechen, sich den Abend bey guter Zeit wieder hier zu treffen.

Viertes Kapitel.

Luna und Endymion.

Kaum war der Abend angebrochen, als sich das kleine Gesellschaftchen wieder zusammenfand. Alle waren voll freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der Marquis empfing seine Gäste in dem nehmlichen Zimmer, worin sie heute früh gewesen waren. Fräulein Kamilla war nicht gegenwärtig. Ein halb Stündchen war bald verschwazt, verscherzt, verlacht: da erklang eine ausdrukksvolle Musik im Nebenzimmer. Der Marquis eröffnete die Seitenthüre, die Gesellschaft trat in ein großes zweytes Zimmer, und Adolf — der freylich noch so wenig in der Welt gesehen hatte — glaubte in eine Art Zauberpalast wohlthätiger Feen zu treten.

Ein lieblicher Duft theils von mancherley Blumen, theils vom zartesten Räucherwerk wallete ihnen entgegen. Das weite schöne

Zimmer war theatralisch eingerichtet. Am Eingange die Stühle für die Zuschauer im Halbzirkel. Vor diesen ein geräumiger freyer Raum, um die Perspektive des Hintergrundes reizender und das Ganze undeutlicher und magischer zu machen. Auf jenen freyen Raum folgte endlich ein lieblich, aber ziemlich schwach erleuchtetes Proscenium, mit jungen duftenden Birken und Rosengebüschen besezt. In einer Art Laube, welche an der Seite angebracht war, schlummerte ein schöner, griechisch gekleideter Knabe, von etwa dreyzehn bis vierzehn Jahren. Das nicht stark, aber auserlesen besezte Orchester war in einem an das Hauptzimmer stoßenden Nebenstübchen versteckt — die Töne zitterten umher, ohne daß man ihren Ursprung entdekte. Jezt war der Symfonieensatz aus.

Stumm und verwundert hatte bisher ein Mitglied von der Gesellschaft das andere angesehen; erwartungsvoll und tiefathmend nahmen alle jezt Platz — der Marquis von X— zunächst an der Seite, wo die Laube stand. Kaum hatte man sich vom ersten Eindruck erhohlt, und angefangen zu sehen, was bis jezt

zu sehen war: als das Orchester die Overtura von Glucks Ballet Luna und Endymion begann. Adolfs Herz schlug gewaltig. Einer der jungen Officiere, der zunächst an ihm saß, schien ganz bezaubert zu seyn.

Jezt hatte sich das ernsthafte Grave der Gluckischen Zaubermusik ins lebhaftere Allegro verlohren; nun lösete sich dies nach und nach in die einfachste rührendste Harmonie, in die sanfteste, zärtlichste, liebeathmende Melodie auf: und, wie aus einer Wolke, schwebte Kamilla aus dem Dunkel des Hintergrundes, als Luna, hervor. Ihr schlanker Körper, ihre im zartesten Ebenmaas von den Grazien gebildeten Glieder, waren mit einem einfachen griechischen Gewandte umflossen — umwölkt könnte man sagen; von einem Gewande, dessen schneeweißer mit einzelnen Goldflinkern durchwebter Flor aus leichten lieblichen Thauwölkchen eines Sommerabends gebildet schien, und das unter der Brust mit einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde. In wiefern dies zarte Gewand viel von den Reizen des schönen Körpers verhüllete, schien es der jungfräulichen Diana; in wiefern es nichts Ver-

hülletes ganz verbarg — der liebenden Luna anzugehören. Der leichte Schatten, den dies Zaubergewand bey jeder Bewegung bald da bald dorthin warf, gab der Phantasie mehr und reizendere Beschäftigung, als volles Licht gethan haben würde: diese Mahlerin schuf sich nun Ideale, wo nur mäßige Schönheit war, und riß zu Entzücken hin, wo leichtes Wohlgefallen Lohn genug gewesen wäre. Die Augen des jungen Officiers an Adolfs Seite schwammen in Thränen: Adolf staunte unverwandt nach der schwebenden Luna hin.

Ihr pantomimischer Tanz, welcher der gefühlvollen Musik so angepaßt war, daß er Eins mit ihr schien, und daß die leztere gar nicht mehr mit Bewußtseyn bemerkt wurde — drükte erst Schüchternheit der bisher noch ungerührten Jungfrau aus. Gleich dem der Mutter seit kurzem entlaufenen Rehe schien sie vor jedem Rauschen eines Blattes, vor der Bewegung ihres eignen Schattens zu zittern. Aber das Herz mit seinen nur allzustarken Neigungen bot jezt alle seine Kräfte gegen diese Schüchternheit auf, und es begann ihr gegenseitiger Kampf. Die Zärtlichkeit siegte. Luna schlüpf-

te nach der Laube und stand nun aufgelößt in sanftes Entzücken, das sie aus dem Anschaun ihres schlummernden Lieblings sog. Sie wollte ihm nahen —: da drängte sich ihr der Gedanke ihrer Majestät auf und sie schauderte zurück. Ein kurzes Besinnen — und nun ermannete sie sich im Gefühl ihrer Gottheit. Sie zitterte vor der Erniedrigung, für einen weichlichen Sterblichen in Liebe zu schmachten und um Gegenliebe sich zu bewerben. Sie flohe. Aber noch einen Blick — noch einen — und das Gefühl der Majestät war an den Flammen der Zärtlichkeit geschmolzen. Sie nahete sich von neuem — näher und immer näher; jezt pflükte sie Rosen und streuete ihre Blätter um den schönen Schläfer her. Nun knieete sie vor ihm nieder, beugte sich über sein Unschuld und Ruhe athmendes Gesicht — — Wie, wenn sie einen Kuß, den leichtesten, sanftesten Kuß auf seine Purpurlippen wagte? — Er wird ja nicht erwachen —! Ja, sie wagt ihn, und Endymion macht eine Bewegung des Erwachens. Erschrocken springt sie auf — und stehet, und lauscht mit vorgebogenem Körper, ängstlich und doch sehnsüchtig. Da ermuntert sich der Schläfer mehr. Er er-

blikt die Göttin, erschrikt, wagt es nicht sich aufzurichten, sondern breitet nur wehmüthig flehend die Arme gegen sie aus. Luna öffnet die ihrigen, scheint ihm an die Brust sinken zu wollen: aber Kamilla sinkt durch eine allerliebste ganz überraschende Wendung in die Arme des Marquis, ihres Geliebten.

Ein allgemeiner Freudenschrey der ganzen Gesellschaft war das erste, was man Kamillens Kunst zollen mußte. Ehe man sich ihr aber nahen und danken konnte, war sie verschwunden, und der gerührte Marquis führte die Gesellschaft in das erste Zimmer zurück.

Fünftes Kapitel.

Folgen mancherley Art.

Wenn dieser theatralische Versuch, außer der Unterhaltung der Gesellschaft, noch einen besondern Zweck hatte — wie man bey diesen Leutchen vorläufig wohl voraussetzen kann: so schien

er wenigstens nicht, oder doch nicht zunächst auf unsern Adolf gerichtet zu seyn, der für solche Bemühungen ein zu geringer Preis war; sondern auf den jungen liebenswürdigen Officier, der bey der Vorstellung an Adolfs Seite saß, seit kurzem Herr einer beträchtlichen Herrschaft in Franken geworden war, und bey jeder Gelegenheit die innigste Anhänglichkeit an die schöne Kamilla verrieth. Wirkte man zugleich mit auf Adolfen: so war Er wohl mehr Schuld, als die Gesellschaft.

Und in der That, man wirkte auf ihn. Seine Sinnlichkeit war mächtig aufgereizt, und zwar auf eine weit feinere, aber auch weit höhere Art, als dies durch Julien jemals geschehen war; er konnte sich selbst nicht bergen, daß Julie mit diesem Mädchen, in dem geistige und körperliche Vorzüge sich so schwesterlich vereinigten — keinen Vergleich aushalte. Während sein Kopf sich selbst gewisse Vergleichungen, Rechnungen und Gegenrechnungen lieferte, erschien die schöne Kamilla wieder und zwar in ihrem gewöhnlichen sehr geschmakvollen, aber nicht luxuriösen Kostume. Sie nahm die Huldigungen aller mit lieblicher Bescheidenheit

scherzweise auf. Man ging zur Tafel. Der bewußte junge Officier sezte sich behende an Kamilla's Seite: Adolf, um deswillen ein wenig grämlich, an das Ende der Tafel, doch so, daß er die beyden Leutchen ziemlich gut im Auge hatte. Kamilla war die Heiterkeit und Annehmlichkeit selbst. Sie sorgte mit immer gleicher Achtsamkeit für das Wohlseyn und Vergnügen jedes Mitglieds der Gesellschaft: aber es war ihr denn doch, sichtlich und leicht bemerkbar, besonders für Augen der Eifersucht — ganz vorzüglich an dem Wohlseyn und Vergnügen des Jüngers zu thun, der an, und wahrscheinlich auch in ihrer Brust lag.

So sehr dies blonde Männchen darüber in Entzücken schwebte, so wenig fand sich Adolf dadurch erbauet. Der Wein, der ihn sonst so leicht und fröhlich machte, hatte ihn heute nur noch mehr unwirsch gemacht. In dieser Stimmung trat er nach Tische an ein Fenster, das ins Freye ging, und sahe gedankenlos in die schwarze Nacht. Kamilla war hinausgegangen. Da trat der alte Graf U—, der Marquis, und jener begeisterte Liebling Kamilla's zu ihm.

„A propos —
fing der Graf an, indem er auf den jungen Officier deutete;
„hier bring ich einen neuen Bundesgenos-
„sen unsrer Verschwörung gegen die Kasse
„des Kapitains. Lassen sie uns im kurzen
„die Sache ordnen. Wie stark meynen Sie,
„daß der Beytrag eines jeden von uns zur
„gemeinschaftlichen Kasse seyn soll?“—
„O welche Weitläuftigkeiten —
fiel der mit ganz andern Dingen, als Geld, beschäftigte blonde Jüngling ein;
„lassen Sie uns etwa — der Mann mit
„zweyhundert Louisd'ors anfangen!“
„Gut! gut —!“
fielen der Graf und der Marquis schnell ein. Zweyhundert Louisd'ors —: das war nun freylich ein gar zu großer Abstand gegen das Sümmchen, das Adolf insgeheim einem solchen Versuch zugedacht hatte. Er stuzte. Und gewiß — hätte der Graf oder der Marquis diesen Vorschlag gethan: Adolf würde die saubere Kompagnie verlassen, oder wenigstens auf andere Bedingungen daran Theil genommen haben. Aber da der beneidete Rival diesen Vorschlag that; da er ihn so zuversichtlich, so

leicht hin, so gleichgültig that, als wäre die Rede von zweyhundert Nußschaalen: so trieb eine falsche Schaam — dies schrekliche Uebel in der moralischen Welt, diese Heerstraße zur Schaamlosigkeit — sein Blut ins Gesicht und zum Herzen; er glaubte, unter diesen Umständen dürfe er sich der Sache nicht entziehen, möchte es auch kosten, was es wollte. Er gab also sein Wort, ohne noch zu wissen, woher er das Geld, bey seiner jezt erschöpften Kasse, nehmen wollte. Die Herren sezten dann noch fest, daß sie, um von Störungen und lästigen Beobachtern frey zu bleiben, den Kapitain ersuchen wollten, des Nachmittags hier, in dem Zimmer des Marquis, Bank zu halten; und man scherzte schon über die Verlegenheiten, in die man den ernsthaften Herrn, durch heftiges Zusezen, bringen würde. Kamilla, die jezt zurükkam, machte das Gespräch wieder allgemeiner; und die Gesellschaft trennete sich lange nach Mitternacht.

Adolf kam nach Hause — verstört durch den Widerspruch seines Gefühls gegen die neue Finanzoperation, aufgereizt durch die Wirkungen jenes theatralischen Akts, verdüstert durch das Verhältnis zwischen Kamilla und ihrem

heimlichen Liebling. Julie, die schon seit einigen Wochen die immer zunehmende Veränderung in seinem Innern bemerkt hatte, ließ jezt zum erstenmal ihre Bemerkung laut werden: aber die Zeit dieses Lautwerdenlassens war so übel gewählt, daß Adolf nicht nur verschlossen blieb, sondern daß sich sogar ein gewisses erbittertes widerliches Gefühl gegen das arme Mädchen heimlich in ihm aufdrängte. So viel Sorgsamkeit er anwendete dies Gefühl ganz zu unterdrücken, wenigstens ganz zu verbergen: so gelang es ihm doch nicht.

Julie nahm nun gleichfalls einige Tage hindurch Zurükhaltung, Kälte, üble Laune an: dadurch verstärkte sich jenes Gefühl in seiner Seele. Das Mädchen schien dies zu bemerken, wurde auf einmal allzugefällig — dringend gegen Adolfen: aber dies Mittel, nach jenem angewendet, verfehlte des Zweks noch mehr und verstärkte jenes Gefühl immer mächtiger. Sie fing nun einige Tage an im stillen zu weinen, ohne ihm Vorwürfe zu machen; dies rührte ihn zwar: aber damals war er durch andere Angelegenheiten, von denen wir sogleich sprechen werden, schon zu sehr be-

schäftigt, als daß diese Rührung tief hätte eingreifen und eine Veränderung seiner — nun schon seine ganze Seele hinreißenden Verhältnisse, bewirken sollen. Julie wurde nun nach und nach von Herzen ruhig, gleichgültig, obschon nicht ungefällig gegen Adolfen; ja sie bekam sogar wieder muntere fröhliche Stündchen: und Adolf ließ es dabey, und bey einer ziemlich anständigen obgleich gleichgültigen Behandlung des Mädchens bewenden.

Sechstes Kapitel.

Kompagniegeschäfte.

Um den versprochenen Beytrag zur Gesellschaftskasse aufzubringen, hatte Adolf seine Zuflucht zu einem verschmitzten Juden genommen. Er wußte zwar, daß er hier nicht in die besten Hände gerathe: aber er wußte auch, daß er sich auf die Verschwiegenheit des Mannes verlassen könne — und einen Verschwiegenen glaubte er hier vor allem nöthig zu haben, um

vor seinem Nebenbuhler nicht ärmlich und klein-lich zu erscheinen.

Herr Salomon versprach ihm alles, was er verlangte — so weit es in seinen Kräf-ten stünde. Aber unglüklicher Weise sey er eben so wenig bey Kassa, daß er nicht vierhun-dert Groschen entbehren könne, wie viel we-niger vierhundert Louisd'ors. So viel ver-langte nehmlich Adolf, um außer jener verspro-chenen Summe, auch in andern Dingen, vor-nehmlich in allerley ziemlich kostbaren Galante-rien gegen Kamilla — mit dem verhaßten Ri-val gleichen Schritt halten zu können.

„Indeß hat das nichts zu bedeuten — meynte Herr Salomon;

„Ew. Gnaden sollen dennoch gleich bedient „werden; und sollen sehen, daß Sie sich „an einen ehrlichen und honetten Mann „gewendet haben. Will ich doch selbst ge-„hen und einen andern honetten Mann von „meinen Freunden bringen, auf den sich „Ew. Gnaden verlassen können, wie auf Gold „— wie auf mich selbst! Will ich doch, „wenn's nöthig ist, selbst gut sagen für so „einen jungen, schönen Herrn — u. s. w.

Für alle diese Gefälligkeiten bedung er sich nicht mehr, als elende funfzig Dukaten Honorar aus, wofür der gnädige Herr das Negoz gefunden habe — wie er sagte.

Der zweyte honette Mann kam nun mit dem ersten, und, nachdem er die gehörigen Bedenklichkeiten, und Adolfen halbwild gemacht hatte — kramte er seine Rollen aus. Er hatte zwar Lust, allerley Pretiosen mit anzugeben, und im Nothfall sie, unter gewissen Bedingungen, mit der Zeit wieder zu kaufen: da aber Adolf Miene machte, den honetten Mann die Treppe hinunter zu werfen, fand er doch für gut, die Herrlichkeiten wieder einzustecken.

Die Rollen wurden geöffnet — lauter schlechte Münzsorten! Unglüklicher Weise hatte der gute Abraham nicht einen Kreuzer anderes Geld einbekommen — wie er sagte. Adolf wollte von neuem auffahren: aber da wußte der ehrliche Salomon Rath —

„Was wollen sich Ew. Gnaden ärgern?
, was wollen Sie sich erboßen?

sagte er;

„ lauf ich doch hin zum Wechsler und setze
„ die Gröschel um! Die Paar Procentchen
„ — was thut man damit? “ —

Er kam bald wieder mit vollwichtigen Louis. Der Wechsel wurde wohlverklausulirt und auf ein Jahr gestellt; die Interessen ansehnlich stipuliert und vom honetten Abraham sogleich abgezogen; und Adolf, der zu seinem Erstaunen sahe, was ihm nach alle diesem Abzug von vierhundert Louisd'ors überblieb — war gezwungen, noch funfzig dazu zu nehmen, um, die Lücken zu füllen.

Nun kam die Geschäfte der wohllöblichen Kompagnie in Gang. Alltäglich des Nachmittags war Bank beym Marquis. Die Mitglieder der Kompagnie verlohren und gewannen eine Zeitlang wechselsweiß, ohne weder im Einen noch im Andern große Fortschritte zu machen. Indeß wurde doch eben dadurch das Interesse jedes Theilnehmers desto enger an die Gesellschaft gekettet. Karten und Neid gegen den Günstling der schönen Kamilla — das waren jezt Adolfs einzige Gedanken bey Tage, seine Träume bey Nacht.

— Endlich fing das Glück der Brüderschaft an zu sinken und immer tiefer zu sinken. Die

gemeinschaftliche Kasse, die der Marquis in Verwahrung hielt, fing an sich zu erschöpfen: man hielt geheimen Rath.

„Laßt uns noch etwas wagen —

fuhr der alte Graf U— auf;

„gehet auch das hin, so sind wir Narren,

„wenn wir wieder eine Karte anrühren!

„Aber vielleicht gelingt ein Wagestück besser,

„als unsre bisherige behutsame Langsamkeit.

„Wir wollen vernünftig seyn und uneigen-

„nützig; wollen keiner den andern genieren;

„jeder unterstütze die Kasse mit so viel als

„er selbst will, und gerade jetzt missen kann!

„Ich lege noch hundert Louisd'ors an" — —

„Ich auch —!"

rief der junge blonde Kriegsmann —.

„Ich auch —!"

sagte der Marquis. Da mußte ja wohl Adolf gleichfalls so einstimmen. Salomon und Abraham waren zum zweytenmal gefällig, und die Kompagnie trat nun mit Hitze gegen den Kapitain auf. Man hatte dem alten Grafen die Führung des Spiels allein übergeben, weil man ihm die meiste Erfahrung und das kälteste Blut zutrauete. Er begann hoch — Glück! Er fuhr höher fort — Glück! Im-

mer höher — immer größeres Glück! Endlich ein wüthendes Va Banque — und wieder Glück! —

„Revange —!“
rief der Kapitain mit Hitze.

„Die verstehet sich!“
antwortete der Graf.

„Diesen Abend —!“
fuhr jener fort —

„Nichts —!“
sagte der Graf, der einzige ruhige —

„es bleibt beym Alten! Morgen Nachmit-
„tag!“ —

„Morgen Nachmittag! Morgen Nach-
„mittag!“
wiederholten alle. Die Gesellschaft konnte heute über 1200 Louisd'ors in ihre Kasse legen.

Siebendes Kapitel.

Eine Trennung ohne Abschied.

Den folgenden Tag, etwa zwey Stunden vor der gewöhnlichen Versammlungszeit der Ge-

sellschaft beym Marquis — kam der Kapitain wüthend zu Adolfen gestürzt —

„Herr —

fing er an;

„wo ist der Marquis, und der Graf U—,

„und die saubere Kamilla —?"

„Was wollen Sie mit den seltsamen

„Fragen —

sagte Adolf äußerst befremdet;

„Sind die Leutchen nicht zu Hause?"

„Herr,

eiferte jener weiter,

„wir sind in die Hände von Schurken, von

„Buben gefallen! Fort! fort! diese Nacht

„alles fort! alles leer!" —

Adolf stand erstarret. Voll Schrecken stokte er einsylbig:

„Was — ? fort — ? heimlich — ?"

„Spizbuben waren es —

fuhr jener wüthend fort;

„Außer Spielschulden ist mir der Marquis

„tausend Dukaten baar schuldig! Wir sind

„bestohlen" — —

Indem kam der schon oft erwähnte junge Officier.

„Was ist das —

fing er an;

„die Polizey sucht den Marquis, den
„Graf U —, und Kamilla — Sie sind
„nirgends zu finden" — —

Die Exklamationen nahmen nun aufs neue ihren Anfang. Endlich unterbrach sie der blonde Jüngling:

„Ha, was fällt mir jezt ein —! Ich
„vermißte diesen Morgen den Schlüssel
„zu meinem zweyten Zimmer" — —

Er wohnte in dem nehmlichen Gasthofe, wo der Marquis wohnte —

„Haben Sie noch nicht öffnen lassen?"

fragte der Kapitain.

„Nein, ich hatte nichts Nothwendiges
„darin zu thun!" —
„Kommen Sie — mir ahndet's schrek-
„lich" —

fiel der Kapitain ein, und alle drey eilten nach dem Gasthofe. Die Thür wurde erbrochen. Kamilla hatte in die Zimmer ihres heimlichen Lieblings zu allen Stunden so gewöhnlichen und freyen Eingang gehabt, daß Niemand im Hause Notiz davon genommen, als sie auch in der verwichnen Nacht dahin geschlichen war. Der junge Officier fand sein Büreau erbro-

chen, und alles, was er an Geld oder Kostbarkeiten darin gehabt hatte, gestohlen —: und er, wie jeder junger Erbe, hatte viel davon um sich herum.

Mehrere Gläubiger der Geflüchteten sammleten sich nun, und man dachte endlich an Nachsetzen. Aber wohin —? Der Kapitain bemerkte, er erinnere sich eben einiger flüchtigen Reden der Betrüger unter sich, die es — ihm wenigstens wahrscheinlich machten, daß sie nach H — gewendet hätten, um von da bald über die Gränze zu kommen. In der allgemeinen Verwirrung war dieser Schein von Wahrscheinlichkeit schon erwünscht: man schikte Boten auf jene Straßen: — Einer nach dem Andern kam die folgenden Tage zurück, und man hatte alle nur dafür zu bezahlen, daß sie nicht das geringste entdekt hatten. Ein alter Kesselflicker, der bey jener Absendung stand und gaffte, meynte: man würde besser gethan haben, auf den Straßen zu suchen, die den vom Kapitain genannten entgegengesezt wären — —

Adolfs Gemüthszustand läßt sich nicht beschreiben. Sich zum zweytenmal der Tyranney einer so verächtlichen Leidenschaft unters

worfen zu sehen — denn jezt erst sahe er die Tyranney und das Verächtliche derselben; von neuem sich den schändlichsten Betrügern Preis gegeben, sich in Armuth, Schulden, Schande gestürzt zu haben — denn das gemeine Urtheil warf doch nun alle Theilnehmer an den Gesellschaften des Marquis in Eine Klasse; bey alle dem Niemand als sich selbst anklagen zu können; sich nun der warnenden Regungen seiner guten Gefühle bey der ersten Bekanntschaft, des Widerstrebens derselben bey der fortgesezten Vertraulichkeit mit jenen Betrügern auf einmal lebendig und kräftig bewußt zu werden; zu bemerken, wie auch seine heimlichen Gläubiger sich unter dem zusammen gelaufenen Volke befanden; mit welchen Augen sie ihn betrachteten, wie sie seine Tritte bewachten —: dies alles brachte ihn zu einer Wuth gegen sich selbst, in der er, als er allein war, unaufhörlich ausrief:

„O ich Thor! ich tausendfacher alberner „Thor —!"

„Und ich schlechter Mensch —!"

sezte er dann leiser hinzu und schauderte zusammen.

Mit nagendem Gefühl der wilden bittersten Selbstverachtung durchstrich er einige Stunden lang den Thiergarten; ermattet, aber nicht ruhiger, kehrte er den Abend in sein Haus zurück. Er hatte, seit jenem Vorfall, Juliens Anblick gefürchtet, vermieden: jezt traf er sie zufällig auf dem Vorsaal. Er konnte es schiklicher Weise nicht vermeiden, ihr in ihr Zimmer zu folgen. Er gestand ihr aufrichtig seine ganze Verblendung, er übertäubte ihre Ohren mit Beschuldigungen und Verwünschungen seiner selbst: und Julie — hörte ihn ziemlich gelassen an, sprach dann mit wenig oder nichts sagender Miene ihm Einiges zu im gleichmüthigsten Tone, und sezte sich dann recht ruhig an ihre Stickerey.

Dies war ihm unerträglicher als alles. Vorwürfe, Beschuldigungen von ihr wären jezt Wohlthat für ihn gewesen im Vergleich mit dieser Ruhe und Kälte. Er warf sich aufs Sopha, ohne weiter zu sprechen. Nach einer Weile begann Julchen im einförmigsten Ton von der Welt, indem sie fest auf ihre Nadel sahe:

„Zwey Juden haben auch einigemal nach „Dir gefragt" — —

„So? —
sagte Adolf bitter lachend —
„die werden schon wiederkommen!“ — —

Er konnte es hier nicht mehr aushalten, stand auf, ging in sein Zimmer, und nach einer halben Stunde kam er zu dem Entschluß:

„Ist es einmal so weit mit dir gekom„men, so willst du es auch nun aufs „äußerste treiben! Wer so tief gesunken „ist, kann nur durch gewaltsames Auf„reißen seiner selbst sich wieder erheben, „oder im Aufstreben ganz zu Grunde „gehen — und beydes ist hier Wohl„that“ — —

Ach, warum faßt der tugendhaft Leidende so selten einen solchen Entschluß; sondern legt die Hände gefaltet in den Schoos, indeß das gepreßte Herz nur matt schlägt und des thränenschweren Auges Blick den Seufzer — ich kann nicht mehr — gen Himmel weiset? Nur der gutmüthige Ascet findet bey der leidenden Unschuld immer Muth und Kraft: der Menschenkenner findet diese weit gewöhnlicher bey deren Gegner, wenn Unglück ihn anfällt. Wir sind nur muthig und kraftvoll im Bö-

festhun, sagt einer der größten Weisen des Jahrhunderts. Schrecklich, daß es so oft wahr ist; zerschmetternd, wenn es immer wahr wäre.

Adolf stürzte, voll jenes Entschlusses, fort zu Salomon: Er nahm eine noch beträchtlichere Summe auf, als neulich; verschrieb betäubt was der Jude verlangte, und eilte mit schwer belasteten Taschen auf das N—sche Kaffeehaus.

Hier fand er den Herrn Kapitain in ruhigster Stimmung und voller gewöhnlicher Arbeit. Adolf erstaunte hierüber, so wie über die neuen Haufen Gold, die der Mann vor sich liegen hatte. Da er ihn einige Minuten allein sprechen konnte, gab er ihm diese seine Verwunderung zu erkennen.

„Muß ich das nicht —
erwiderte der Kapitain;
„um meine Ehre und mein Ansehen zu er-
„halten? Uebrigens irren Sie sich, wenn
„Sie glauben, daß jener Verlust mich so
„derangirt habe, als Sie mich diesen Nach-
„mittag sahen. Nichts weniger — sondern
„die Demüthigung, mich, der ich mir einbil-
„dete, endlich einmal die Welt zu kennen,

„von solchen Schurken hintergangen zu se-
„hen: diese konnte mich einige Stunden
„verwirren. Indeß nur einige Stunden!
„Das Bewußtseyn, daß es im Grunde
„mein gutes Herz war, das mich von
„neuem, wie so oft, hinterging — dies
„Bewußtseyn beruhigt mich. Und auch
„Sie — Freund, auch Sie haben eine
„große Erfahrung nicht zu theuer erkauft!
„Indeß danke ich doch meinem Genius, daß
„er mich, bey tausend solchen Erfahrungen,
„nicht zum Menschenfeind werden läßt:
„vielmehr schätz' ich, nach einem solchen Er-
„eignis, den von mir als bieder Anerkann-
„ten nur desto höher und inniger" — —

Hierbey drükte er Adolfen warm die Hand und eilte wieder an seinen Tisch.

Die lezte Wendung machte jedoch jezt auf Adolfen wenig Eindruck. Unmuthig warf er sich auf einen Stuhl, der im Winkel des Zimmers stand, und dachte in diesem seinen Unmuthe — nichts. Mechanisch zog es ihn, nach einer so langweiligen grämlichen halben Stunde, an den Spieltisch; eben so mechanisch griff er nach der Tasche: aber der Ge-

danke — Kleinigkeiten retten dich nicht; du mußt wagen, viel wagen, und damit willst du dich nicht übereilen — dieser Gedanke machte, daß er Zuschauer blieb und spät, noch immer in der übelsten Laune, sich entfernte.

Wäre Julie mehr gewesen, als sie wirklich war: jezt hätte sie seine Retterin werden können. Aber, so wie sie war und besonders wie sie sich, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, benahm —: so stürzte sie ihn vollends in den Abgrund.

Sie saß noch bey einem Buche, in der sich abgezwungenen größten Ruhe und Gleichgültigkeit von der Welt; sprach einsylbig und von den unbedeutendsten Dingen, oder vielmehr, sprach so gut als gar nicht; machte keine Miene, der Laune Adolfs entgegen zu arbeiten oder nur einige Theilnahme an seiner Gemüthsstimmung zu äußern —: und trug, natürlicher Weise, eben dadurch gar viel bey, sie zu verstärken.

„Von allen getäuscht — von allen „verlassen —

so erklang es in seinem Innern;

„auch von ihr, um derentwillen ich alles „verließ —!" —

Mit zerrißnem Herzen öffnete er ein Fenster und sahe stumm in die stürmische Nacht hinaus. Nacht und Sturm that ihm wohl. O wie unglüklich sind wir, wenn uns nur das wohlthut! — Nach einer Viertelstunde wendete er sich um, und sein Julchen hatte sich unterdessen in aller Stille ausgekleidet, und schlief, oder wollte zu schlafen scheinen — so fest, als ob alles um sie her im besten Zustande wäre. Adolf stand einige Minuten mit in einander geschlagenen Armen vor ihrem Lager und sahe ihr schmerzlich ins Ruhe athmende Gesicht —

„Schlaf immerhin, da du es kannst" — sagte er leise; dann seufzete er, wendete sich weg, und sprach gepreßt:

„Mir ist nur gewaltsam zu helfen" — —

Achtes Kapitel.

Gewaltsame Hülfe.

Seelenpein von mehrerley Art zugleich eingreifend, wirkt wie hitziges Getränk von mehrern

ley Art zugleich genossen. In Betäubung warf Adolf sich aufs Lager: es schien ihm von Dornen und Nesseln. Keine Stunde Schlaf beruhigte seinen Geist, erquickte seinen Körper. Diese Schlaflosigkeit vermehrte die Trunkenheit des Geistes, die Ermattung des Körpers. Er fürchtete das Aufstehen zum neuen Tage — Bedauernswerth, wer dies je fürchtet! Er wollte Schlaf erzwingen: aber der Genius des Schlafs fliehet auf Zwang nur desto weiter, wie der Genius der Liebe. Verstört und wüst in der Seele stand er spät auf. Julien wollte er nicht sehen. So trieb er sich den Tag über umher, und eilte den Abend auf das wohlbekannte Kaffeehaus. Er fühlte, dein Zustand muß anders werden: das bedeutende Wagestück sollte diese Aenderung bewirken, oder vorerst möglich machen. Was er eigentlich ändern wollte, dachte er sich nicht bestimmt — Armer Verirrter, wolltest du wirklich Aenderung, da du dir dies nicht bestimmt dachtest und denken mochtest? —

Alles, was er an baarem Gelde besaß, hatte er bey sich. Mit schreklich pochendem Herzen trat er zum Spieltisch. Der sehr beschäftigte Kapitain schien noch keine Notiz von ihm zu

nehmen. Schon wollte er Karten verlangen: aber von einer innern unbekannten Gewalt zurükgeriſſen wandte er ſich weg und verlohr ſich unter den Umſtehenden. Er fand einen einſamen Winkel des weiten Zimmers: dahin trat er. Hoch ſchlug ſein Herz, ängſtend klopfte ſein Puls. Ein Freund, ein einziger Freund — und er war zurükgebracht. Aber Niemand nahete ſich ihm. Welcher Mann, der ſolche Zimmer beſucht, bekümmert ſich um den Unglüklichen im Winkel! —

„Elende, verwünſchte Feigheit —!“ rief er ſich ſelbſt zu, nach einer Weile des ſchrekklichſten Kampfes. Nun trat er nochmals zum Kapitain und forderte haſtig Karten. Der Kapitain gab ſie mit kaltem nichtsſagenden Blick. Adolf ſezte hoch — verlohr; höher — verlohr. Seine Augen waren ſtier, wie die Augen eines Melancholiſchen, auf die Blätter geheftet; ſeine Fauſt ballete ſich, ſeine Zähne waren feſt zuſammengebiſſen — er verlohr immer, Kleinigkeiten abgerechnet.

Indeſſen war es ſpät in der Nacht geworden. Die Muſik in den Nebenzimmern war verſtummt; die Umherſtehenden hatten ſich alle, bis auf ſechs oder acht Perſonen, nach und nach

entfernet; die Kerzen brannten düster, einzelne verlöschten, ein schauerliches Helldunkel verbreitete sich durch die Zimmer; die Aufwärter schwankten schlaftrunken umher; eine gepreßte öde Stille herrschte; nur einzelne Ausrufungen der Spielenden und das dumpfe Geklirr des Goldes unterbrach die Stille.

Adolf wagte mehr und immer mehr, und verlohr immer. Die Augen der wenigen Umherstehenden waren erschrocken auf ihn gerichtet: er sahe Niemand. Er ließ sich einen Becher Wein reichen, stürzte ihn hinunter, und spielte weiter. Endlich fing er an heftig zu zittern, in seinem Gesicht bemerkte man leichte Zuckungen —

„Nun denn —

rief er laut in fürchterlichem Grimm aus, als er von neuem eine hohe Summe verlohren hatte;

„so fahre hin — auch das lezte!“ —

Er leerte seine Taschen ganz; der Kapitain zog ruhig ab — verlohren! Adolfs gräßliches Gelächter hallete in den weiten einsamen Zimmern umher.

„Hab' ich denn gar nichts mehr?“

rief er, indem er hastig nach mehr umher suchte.

„Herr U —!“

sagte der Kapitain im Ton der kriechendsten Unterwerfung und machte Miene aufzustehen.

„Was willst du?

schriee Adolf;

„nicht von der Stelle, bis ich will!“ —

Er hatte noch immer umhergesucht, aber nichts gefunden. Endlich fuhr er heftig auf einen Ring zu, den er am Finger trug. Er riß ihn ab —

„Da —!“

rief er, indem er ihn hinlegen wollte. Aber ein Blick darauf machte sein glühendes Gesicht blaß, wie eines Todten.

„Nein —

sagte er mit Thränen im Auge,

„nein, diesen nicht!“ —

Alle Umstehende waren erschüttert, erstarret. Keiner wagte ihm ein Wort zu sagen. Er bükte sich, machte seine Schuhschnallen aus, warf sie hin: der Kapitain zog ab — verlohren!

„Nun endlich auch diesen —!“

rief Adolf mit versagender Stimme und reichte den Ring hin. Der Kapitain zukte leicht die Achseln, hielt ihn dem Lichte näher: es war

ein einfacher goldner Ring mit einem männlichen Portrait —

„Wie hoch —?“

fragte der Kapitain gleichgültig.

„Ich löse ihn um jeden Preis „ein —!“

sprach eine Stimme unter den Umherstehenden im tiefen, festgehaltnen, schrecklichen Ton. Alle wendeten sich erschüttert nach dem Unbekannten, den bisher Niemand bemerkt hatte. — Ein lauter Schrey Adolfs — und er sank dem neben ihm Stehenden ohnmächtig in die Arme. Der Sprechende war derselbe, dessen Portrait der Ring enthielt — der edle Willmer.

II.

Skize vom Menschenleben

nach

dessen Hauptmomenten entworfen

für die

welche über sich und ihr Geschlecht denken
und an sich und ihm bessern lernen
wollen.

Sicut aequum est — timide et pauca dicamus.
Cicero.

Menschenleben

nach seinen Hauptmomenten gezeichnet.

Einige Worte zur Einleitung.

Man thut unrecht, wenn man das menschliche Leben in gewisse Perioden nach der Zahl der Jahre abtheilt. Die Natur richtet sich nicht nach solchen rund abgestekten Gränzen. Man sezt dann Regeln fest, wendet sie z. B. auf Erziehung an: aber sie treffen nicht nur nicht allgemein, sondern vielleicht nicht zur Hälfte zu.

Alles, was man aus ihnen lernt, ist, daß sie falsch sind.

Die alten Griechen und Römer waren weiser. Sie bestimmen im Allgemeinen frühe Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre, Zeit des jungen, Zeit des reifen Mannes und Alter *): aber vergebens hat sich so mancher Philolog bemühet, diese Stufen scharf nach den Jahren anzusetzen. Sie selbst thaten das nicht, sondern sezten sie mehr nach dem ganzen Charakter des Menschen in jedem Abschnitt seiner Lebenszeit fest. Die neuern Physiologen sind darin zu ihnen zurükgekehrt. Ich folge ihnen in dieser Hinsicht, wie sie der Natur folgten; und versuche, die Lebensalter des Menschen nach ihren Charakteren zu bestimmen.

Wir halten uns vorerst an drey Hauptabschnitte des Menschenlebens: das Alter der Sammlung und Entwickelung der Kräfte; das Alter der Reife und des freyen Ge-

---

*) Infantia, pueritia, adolescentia, aetas juvenilis, aetas virilis, senectus.

brauchs der Kräfte *); das Alter der Abnahme und des gehinderten Gebrauchs der Kräfte.

Der erste Abschnitt umfasset das, was die Römer Infantia, Pueritia und Adolescentia nannten. Wir nennen es frühe Kinderjahre, Knaben- und Mädchenjahre, Jünglings- und Jungfrauenalter. Der zweyte Abschnitt bestimmt der Römer Aetas juvenilis und virilis; wir betrachten es unter den Namen: Alter des jungen Mannes und Weibes, Alter des vollendeten Mannes und Weibes. Der dritte Abschnitt bestimmt sich schon durch sein Wort.

Nun schafft aber die Natur Mann und Weib. Beydes Menschen; aber — trotz allen Paradoxieen einiger moderner Philosophen und Philosophinnen unter Engländern und

*) Manche Physiologen nennen diesen Abschnitt Stillstand der Kräfte. Da es aber diesen nirgends giebt, sind sie genöthigt sich selbst durch die Erklärung zu beschränken: das Alter, wo keine Zunahme übrig, und keine Abnahme deutlich zu verspüren ist.

Deutschen — Menschen, durch besondere Anlagen und Fähigkeiten, folglich durch besondere Bestimmung verschieden. Ihre Geschichte muß also gleichfalls getrennet und besonders beschrieben werden. Jedoch die Natur bringt diese Trennung erst dann zu Stande, wenn der männliche oder weibliche Mensch den ersten Unterabtheilungen seines Lebens entwachsen ist; so wie sie in dem lezten Hauptabschnitt desselben Mann und Weib wieder mehr vereiniget: folglich muß auch ihr Beobachter der allgemeinen Mutter der Dinge in seiner Beschreibung ihrer wundervollen Wege folgen.

Für den Fall, daß dieser kleine Versuch nicht ganz misfällt, merke ich noch an, daß ich vornehmlich die Belehrungen Ernst Platners über Anthropologie benuzt habe.

Erster Abschnitt.

Alter der Sammlung und Entwickelung der Kräfte.

Erster Theil.

Kindheit.

Erstes Kapitel.

Frühe Kindheit.

Der Charakter dieses ersten Abschnitts vom Menschenleben ist Sammlung und Entwickelung der Kräfte; der Charakter des ersten Theils desselben, der frühen Kindheit, ist die allererste Ausbildung und Vervollkommnung des Körpers. Er ist dies so entscheidend, daß der Trieb nach Ausbildung, Thätigkeit und Vervollkommnung des Geistes kaum bemerkbar — folglich kaum bemerkenswerth ist.

Jedes Menschenkind, so wie es der Schoos der Mutter gebiert, ist krank, oder genauer: ist verlezt. Daher ist Gesundheit, oder vielmehr Wiederherstellung derselben die erste Sorge der liebreichen Natur. Die Unordnung in dem Körper jedes Menschen kann während seiner ganzen Lebenszeit nie wieder so groß werden, als sie es in den ersten Augenblicken seines Erscheinens unter uns war.

Ehe sie wieder so groß wird, wird er sterben. Wir vertragen nie so viel, als in unsern ersten Stunden: wie wäre es sonst möglich, daß wir da sind? —

Das wichtigste und entscheidendste in thierischen Körpern ist nehmlich bekanntermaßen der Blutumlauf. Dieser soll und muß bey Menschen, die in der Luft zu leben bestimmt sind, ganz anders hergehen, als bey Menschen, die — im Wasser leben. Er muß bey jenen so zu Stande kommen, wie er bey uns allen wirklich ist.

Dieser Blutumlauf ist nicht möglich ohne Odemzug. Der Odemzug war aber dem ungebohrnen Menschen, der, umflossen mit Feuchtigkeiten, schwimmend in seiner Wasserblase, im Schoos der Mutter lebte — eben so unmöglich, als es dem gebohrnen unmöglich ist, ohne Odemzug in der Luft zu leben. Deshalb mußte die Natur das Blut des ungebohrnen Menschen einen andern Weg nehmen lassen; einen Weg, der fast dem ähnlicher ist, auf welchem es in Fischen, als dem, auf welchem es in Menschen durch den Körper gehet.

Das Ausgezeichnetste hiervon ist, daß dabey die Lungen übergangen und gleichsom vergessen sind. *)

Jezt gehet er denn hervor aus seiner nassen Höhle und tritt in den Luftkreis. Soll er leben, so muß er Odem holen. Auf einmal muß der Lauf seines Bluts, seine ganze Konstitution erschüttert, gewaltsam verändert werden. Die größte, schnelleste, entscheidendste

---

*) Dem Arzte ist bekannt, daß zwar ein wenig Blut in die Lungen des ungebohrnen Kindes tritt: aber so sehr wenig und zu so anderer Bestimmung, daß es hier nicht erwähnt zu werden braucht. Ueberhaupt habe ich schon auf dem Titel dieser Abhandlung gesagt, daß ich hier nicht für Leser schreibe, welche über diese Dinge schon unterrichtet sind. Deshalb gebe ich hier und in einigen ähnlichen folgenden Stellen nur das Allgemeine, und auch das in dem Tone an, welcher vielleicht am ersten die Aufmerksamkeit solcher Leser, wie ich sie mir denke, reizt. Wer sich über obige Punkte weiter unterrichten will, findet Gelegenheit dazu in jeder guten Physiologie, z. B. bey Haller, Chaldani, Blumenbach, und Andern. Man thät mir Unrecht, wenn man mich aus einem andern Gesichtspunkt beurtheilte, als den ich selbst angegeben habe.

Veränderung, die er jemals erfährt — seinen Tod ausgenommen! Wie groß muß die Anstrengung der Natur seyn, sie zu bewirken! Aber auch wie sehr muß die ganze Organisation des Neugebohrnen durch dieses Plözliche, Gewaltsame leiden! Er ächzet! Uebermäßig spannt sich alles in ihm an — Was geschiehet mit ihm?

Die Luft dringt auf ihn ein; sie reizt, sie zwingt ihn, seine Odemwerkzeuge zu erweitern — Augenbliklich schwillt die Blutmasse an — ihr Drang wird heftiger, immer heftiger; sie preßt die bisher ganz zusammengedrükten Lungen — diese widerstehen — Jezt wird der Druck gewaltiger und kräftig genug, den Widerstand zu besiegen und in die Lungen und neuen Blutkanäle sich einzudrängen. Diese werden nun angefüllt, durch das durchströmende Blut gereizt; der Reiz bleibt, mithin auch die Folge —: der Mensch bekomnt den Blutumlauf, wie wir ihn alle haben.

Aber diese plözliche Umänderung ist das nicht allein, was Unordnungen im Körper des Neugebohrnen verursacht. Der Anatom fin-

det z. B. in ihm auch eine verhältnismäßig ungemein große Leber. Bisher zog er nehmlich einen Theil seiner Säfte durch die Venen ein, die einen Theil der Nabelschnur ausmachen. Weil diese aber durch die Leber gehen, so mußte diese so unförmlich anschwellen. Auch seine Galle ist unmäßig angehäuft. Oft ergießt sie sich daher in sein Blut; und zum Schrecken der zärtlichen aber unerfahrnen Mutter bekömmt er dann Etwas von Gelbsucht. Aber die erfahrne Wärterin tröstet die Besorgte, und versichert, daß es dem Kleinen nichts schade; ja, sie sezt wohl noch freundlich hinzu, er werde einen desto reinern Teint bekommen. Die Wärterin hat Recht. Die wohlthätige und um das Schöne wie um das Nützliche besorgte Natur reiniget gar bald die Blutmasse von diesen und den ganzen Körper von noch mehrern Unreinigkeiten; und zwar durch die erste wässerige Muttermilch, welche die besondere Kraft hat, dergleichen Unrath abzuführen.

Ich erwähnte außer der angehäuften und oft sich ergießenden Galle noch andere Unreinigkeiten in dem Körper des Neugebohrnen;

und er hat deren auch in der That noch eine Menge, von schleimigter ganz ekelhafter Art, die er aus den Feuchtigkeiten, die ihn bisher umgaben, eingesogen hatte, und die wahrscheinlich Rükstand seines Nahrungssaftes — kurz, sein Unrath — sind. Alle Hölungen seines Körperchens sind damit angefüllt; nicht nur sein Mund, seine Ohren, sondern auch sein Magen, seine Gedärme, seine Fettzellen sind voll dieses Unraths. Welche Unordnungen muß das in seiner ganzen Organisation hervorbringen!

Der arme Kleine fühlt davon einen peinlichen Reiz, besonders in seinem Magen und Gedärme; er windet sich, er stöhnt, er weint — Jezt bewegt er, von der Natur geleitet, die Lippen; er sucht Etwas, das ihm diese widerlichen Reize mildern soll: da reicht ihm die liebende Mutter die Brust — gierig saugt er ein, denn er findet hier alles, was er bedurfte. Die Nahrung, die ihm hier gereicht wird, ist nicht Nahrung allein, sondern — wie schon bemerkt ist — hat zugleich die Kraft der Abführung jener Unreinigkeiten und der Milderung der aus ihnen entstandenen peinlichen Reize.

Zum erstenmale fühlt er sich nun auf kurze Zeit glüklich, zum erstenmal ist er auf kurze Zeit still und zufrieden; und die gute Mutter lächelt, selbst unter den Schmerzen, die ihr seine Unbehülflichkeit verursacht, sanft und rührend auf ihn herab.

Wie bedauernswerth bist du aber, armer Säugling, wenn deine Mutter sich schämt, selbst deine Ernährerin zu seyn; oder wenn sie die Beschwerden scheuet, die du ihr verursachst, und dir eine Amme giebt, die, wenn sie auch übrigens gesund ist und dir nicht Gift beybringt — doch nicht eben jezt geboren hat, und deren spätere Milch die oben angegebenen Wirkungen, die dir doch so nothwendig sind, nicht mehr hat. Man giebt dir Arzeneyen, man hilft dir nach; man thut sein Möglichstes, um von deiner Geburt an dich an Künsteley zu gewöhnen, die man oft in Zukunft an dir wird anwenden müssen; man ist beflissen, die ersten Eindrücke auf dein zartes Nervensystem dir noch unangenehmer und widerlicher zu machen. Dein Leben wird vielleicht so erhalten — wahrscheinlicher jedoch nicht: denn man rechnet, daß von tausend

Kindern den Müttern im ersten Jahr noch nicht dreyhundert sterben, den Ammen hingegen an fünfhundert. Erhält man aber auch dein Leben, so wird es doch der Kunst weit seltner gelingen, dir deinen Körper so ganz zu reinigen, und dir das gesunde leichte Daseyn zu geben, als es die Natur gethan hätte. Armer Säugling! —

Das durch dergleichen unvermeidliche Unordnungen in dem Körper des Menschenkindes gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, hat die Natur, außer der ersten Muttermilch noch Ein Mittel — den Schlaf. Deshalb ist das ganze Leben des Neugebohrnen getheilt in dieses Einsaugen und in Schlaf. Er erwacht, um zu trinken, und schläft dann wieder ein, um das Genossene zu verdauen. Der kleine Herr lebt fast wie mancher große.

Hat nun aber die Natur diesen ersten Zweck erreicht, ist sein Körper von den Unreinigkeiten, die ihn anfülleten, gereinigt: so bekömmt alles in ihm — sein Blutumlauf, seine Lungen, sein Magen, seine ganze Organisation mehr Freyheit, mehr Leben, und zugleich die

Milch der Mutter mehr ernährende Kraft. Nun saugt er seine Nahrung noch begieriger ein; und in seiner nun sanftern Ruhe, in seinem nun ungestörtern Schlafe verdauet er sie äußerst leicht. Jezt gewährt er, heiter schlummernd und milde athmend am Herzen der Mutter, den entzückenden Anblick, der Shakespear'n zum Gegenbilde des sanften heitern Mondes, wie ihn ein liebendes Mädchen siehet, diente. Was ihn in seinen einzigen Geschäften, Nahrungnehmen, Schlafen und Verdauen — stört, was ihn davon abhält, was ihn darin hindert, das macht ihm Schmerz und erregt sein Weinen; und er weinet dann mit allem Recht, denn sein ganzer Wohlstand ist dadurch gestört und gehindert.

Ach, wie vieles gab es nicht, das ihm sonst von unverständigen oder gefühllosen Aeltern und Wärterinnen aufgezwungen wurde, und das ihn in seiner Glükseligkeit störte! Gott sey Dank, auch in Deutschland haben wir endlich angefangen — später als in England, eher als in Frankreich — dem jungen Weltbürger seine erste Lebenszeit nicht mehr durch äußern verderblichen Zwang zu verkümmern, und ihn

vom ersten Odemzuge an an den schmählichsten Druck zu gewöhnen. Gott sey Dank, man hat angefangen, besonders auch in großen Städten — wo man sonst viel Gutes spricht, schreibt, lieset, wenig thut — menschlicher gegen die armen Hülflosen zu seyn.

Wir schaudern jezt, daß es eine Zeit gab, und daß in manchen Ständen und an manchen Orten die Zeit noch nicht vorbey ist — wo man das Kind zwang, in der Erstarrung zu bleiben, worin es in Mutterleibe lag; wo man durch Bänder und Tücher jeden Anschein, daß es lebe, verhindern zu wollen schien, und ihm nichts zu thun übrig ließ, als zu weinen; wo das bedauernswürdige Geschöpf unablässig seine Kräfte anstrengte, erschöpfte, um sie zu entwickeln, und unablässig vergebens; wo man aus Furcht, es möchte sich stoßen, es zum Siechling bildete; aus Furcht, es möchte sich wund reiben, es zum Verwachsen, Hinken, Kränkeln zusammenschnürte; wo man sein erstes Gefühl zum Gefühl der Angst, des Schmerzes, der Pein machte, und den Saamen zur Widersezlichkeit und zum Ingrimm in seine zarte Seele legte; wo man durch ge-

waltsames Zusammenrädeln ergrimmtes Geschrey von ihm erzwang, das es zu ersticken drohete — — Armer Wurm, der du, um deiner Aufseher Ruhe nicht zu stören, dich so krümmest und windest — doch nein, es nur willst, nicht einmal kannst —: wenn es dein Schiksal ist, mit Millionen deiner Brüder im ersten Theil deines Lebens hingerafft zu werden: könnte man dir nicht wünschen, dies dein erstes Jammergeschrey möchte dich erstikt haben? —

Sagt nicht, dies Bild passe auf unsere Zeiten gar nicht mehr: ich wäre froher, wenn ich nicht gesehen hätte, daß es nur allzuoft noch paßt. Mütter — jezt, da alle Welt hierüber schreyet, könnet ihr euch nicht mehr mit Unwissenheit und einfältigem guten Willen entschuldigen, wie unsre Vorfahren; Mütter — ihr freuet euch so gern darauf, eure früh verwelkten Kleinen im Himmel wiederzusehen: könnet ihr euch darauf freuen, wenn ihr ihnen ihren Himmel auf Erden entrisset? Doch ihr, die ihr die Mühe der Aufsicht nicht scheuet, eure Bequemlichkeit, eure Ruhe hinopfert, um den Kleinen ihre

Freyheit zu schenken; ihr, auf deren Kinder das obige Gemählde nicht mehr paßt — freuet euch, seyd stolz: ihr habt dadurch beygetragen, daß die neue Generation im Ganzen besser werden wird, besser werden muß, als wir sind. Ja, beym moralischen Regierer der Welt, das wird sie! das muß sie! Die ungeheuren Veränderungen aller Art in unsern Tagen müssen Etwas Großes vorbereiten! die ungeheuren Unthaten Etwas äußerst Wohlthätiges hervorbringen! Wohl euch, auch wenn ihr's nicht erlebt — ihr habt doch eure Kinder dafür erzogen! Legt euch ruhig hin und schließt die Augen, wenn ihr abgefordert werdet — denn sind sie besser als wir, werden sie auch glücklicher! —

In der Aufnährung des kleinen Körpers durch die Brust der Mutter und vielen Schlaf verlebt der Mensch einige Monate. Ob nun gleich der Trieb nach Vervollkommnung seines Körpers noch lange der Haupttrieb seiner Natur bleibt: so fängt diese alsdann doch an, ihren Wirkungstrieb zu erweitern und allmählig — freylich sehr allmählig — auf die Entwickelung der Werkzeuge der Sinnen und der Bewegung hinzuarbeiten.

Ich weiß nicht, ob es genau gesprochen ist, wenn man sagt, der Mensch bringe seine Sinne mit auf die Welt. Er sahe bisher noch nicht, er hörte bisher noch nicht, u. s. w.: sondern besaß nur die Anlage und Fähigkeit, er war nur organisiert, um sehen, hören, u. s. w. zu erlernen.

Auch hier mußte die Natur erst gleichsam durchbrechen, offnen freyen Weg machen; mußte in den ersten Monaten die Hindernisse wegschaffen, welche die Sinne verschlossen; mußte den Werkzeugen derselben, durch Reinigung vom Unrath, Beweglichkeit, Biegsamkeit, Gelenksamkeit verleihen; mußte manchem dieser Werkzeuge, z. B. den Augen und ihren äußern Theilen erst irgend Eine Richtung, und dann die rechte geben: und wenn dies alles zu Stande ist, dann erst fängt das Kind an seine Sinnenwerkzeuge zu versuchen.

Ja wohl zu versuchen — auf gar mancherley, und zwar anfänglich freylich auf ziemlich ungeschikte und verkehrte Weise. So hat es z. B. bisher die Augenlieder zwar

bewegt und geöffnet: aber es hat noch nicht, es hat noch nichts gesehen. Nun versucht es eine festere Richtung des Auges auf Einen Gegenstand. Das ist aber keine Kleinigkeit für den Unbehülflichen: es gelingt ihm nicht so schnell. Sein Auge bekömmt dabey nicht selten — wie man sich auszudrücken pflegt — einen falschen Blick, es schielt wohl gar: und die gute Mutter ist von neuem in Angst. Aber der kleine Mensch ermüdet nicht in seinen Versuchen, wie wir großen; endlich — jezt gelingt es: er sichet nun fest nach der Mutter, er siehet die Mutter.

Zu gleicher Zeit, oder gemeiniglich gleich nach dem Gesichtssinn, arbeitet sich der Gehörssinn hervor. Nach so manchem vergeblichen Bemühen der Mutter, sein Ohr, und durch dieses seine Aufmerksamkeit zu wecken, gelingt auch das: der Kleine hört auf ihre liebkosende Stimme, und seine Augen verrathen, daß er darauf merkt.

Dann fängt er auch an — anfänglich ungeschikt genug, nach Etwas bestimmten zu greifen. Noch kömmt es ihm freylich nicht

darauf an — etwa den Fuß nach einem Gegenstande auszustrecken, statt der Hand: aber bald gewöhnt er sich an diese. Mit freudiger Miene kündigt die Mutter dem Gatten an, er habe mit dem Händchen nach der Brust gereicht; und die Mutter hat Recht sich zu freuen, denn mit dem Greifen des Kindes entwickelt sich nicht nur sein Gefühlssinn, sondern auch die Bewegungswerkzeuge, die Muskeln — besonders die Muskeln der Hände und Finger werden angestrengt, geübt; sie erhalten dadurch einige Festigkeit und mehr Nachgiebigkeit und Beugsamkeit.

Zwar hatte das Kind schon vorher manche derselben, besonders die Saugmuskeln gebraucht: aber dieser Gebrauch scheint doch mehr unwillkührlich, instinktmäßig, als willkührlich zu seyn. Jezt bilden sich zuerst und am feinsten die Muskeln des zweyten, dritten und vierten Fingers aus: weil sich diese Finger am leichtesten und besten an die Gegenstände anschließen. Und auch dieses ist zum Vortheil des Kindes, weil in diesen Fingern das Gefühl feiner und genauer ist.

Doch es würde für eine Skitze des Menschenlebens, die kein vollständig ausgeführtes

Gemählde desselben seyn soll — zu weitläuftig seyn, wenn wir die Natur auf diesem ihren langsamen, aber sichern Wege zur Entwickelung und Stärkung aller Theile des Menschenkörpers so genau verfolgen wollten. Ueberdies würden wir für unsern gegenwärtigen Hauptzweck, Lebensklugheit zu verbreiten, zwar manche — aber doch weniger Ausbeute finden, als in der Folge. Jezt lassen sich noch alle Regeln derselben ziemlich auf die einzige zurükführen: thue so wenig, als möglich; sondern laß die Natur schalten.

Es sey genug, zu bemerken, daß die Natur auf ähnliche Weise das Kind leitet, ja zwingt, die ganze erste Periode seines Lebens hindurch eine Körperkraft nach der andern zu wecken, zu üben, anzustrengen, und eben dadurch seinen Körper zu vervollkommnen. So weitet und befestiget z. B. der Gebrauch der Sprachorgane beym Schreyen diese selbst nicht nur: sondern ihr jetziger Gebrauch beym Sprechen macht sie nun auch beugsamer, gelenksamer, ausgebildeter. Das Schreyen hatte die grobe Arbeit gethan, das Sprechen verrichtet nun die feinere. Und das nicht allein:

sondern es trägt nun auch hauptsächlich mit bey, alle Fähigkeiten des Kindes schneller zu entwickeln. So wie die Theile seines kleinen Körpers wachsen, so werden sie auch fester. Einige verhärten sich und werden Knorpel; andere verhärten sich noch mehr und werden Knochen, Zähne u. s. w. Dies geschiehet vornehmlich durch die mehrere Erde, welche mit den jezt gewöhnlichen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche in den Körper kömmt. Daher wächst der Mensch auch nie schneller, als ehe er gebohren ist; daher wächst er immer weniger schnell, je älter er wird: indem freylich das Härtere dem Drange nach Ausdehnung und Verlängerung weniger nachgiebt, als das Weichere. *)

---

*) Das Kind in Mutterleibe ist gegen das Ende des ersten Monats nach der Empfängniß kaum so groß, als — eine Biene; im dritten Monat ist es schon fünf Zoll, bey der Geburt gegen drey Viertel Elle groß. Wenig Monate hernach hat es die Länge einer Elle, und im siebenden Jahr gegen zwey Ellen. Und um ohngefähr noch eine Elle zu wachsen, braucht er nun die Zeit von vierzehn, funfzehn Jahren.

So mag also der Kleine an der Hand der Natur und frey von Stöhrungen unverständiger Menschen sich einige Jahre hindurcharbeiten; wir sehen erst wieder nach ihm, wie er uns als kleiner Knabe oder als kleines Mädchen ohngefähr zwischen drey und vier Jahren erscheint.

Die Natur bleibt sich auch hier gleich. Wir sehen und hören den kleinen Knaben, das kleine Mädchen, lermen, poltern, jauchzen, Spielzeug zerschlagen, laufen, springen u. s. w., und das alles ist fortgesetztes gewaltiges Streben und Drängen der Natur, ihre Körper auszuarbeiten, gelenksamer und fester zu machen — kurz, zu vervollkommnen. Der kleine Knabe ist gemeiniglich bey alle dem lebhafter, heftiger, lauter, als sein kleines Schwesterchen, weil gewöhnlich ihn mehr Kräfte drängen, die ausgearbeitet, stärkere Muskeln hindern, die gleichsam abgerieben werden wollen.

Menschliche Thorheit ists und nichts weiter, das Kind in diesen Jahren durch Zwang zum langen Stillsitzen und zum „hübsch artig thun" — zu gewöhnen: aber auch das ist

nicht Weisheit, daß man Kindern in diesen Jahren schon Puppen und anderes Spielwerk giebt, wodurch ihr Körper sich nicht ausarbeiten kann. Die Periode des stillern Spielens kömmt: aber jezt ist sie noch nicht da; und es ist wahrhaftig auch hier das klügste, nicht klüger seyn zu wollen als die Natur.

Diese treibt Knaben und Mädchen bis in das fünfte, sechste Jahr zu diesem Springen, Poltern, Toben; und — lasset es mich noch einmal sagen, ihr Aeltern: eure Kinder wollen das nicht aus Muthwillen, sondern es ist ein Drängen, ein Reizen in ihren Muskeln, das abgestumpft seyn; ein Zuströmen des Geblüts, das leicht und frey durchbrechen will, und es nicht kann; ihr Körper soll dadurch aus einander getrieben, ihre Muskeln sollen beugsamer, gelenksamer und zugleich fester; ihre Stimm- und Sprachorgane sollen weiter, geschmeidiger, bildsamer; ihre Glieder sollen freyer und leichter in der Bewegung werden. Gestattet ihr ihnen dies sich selbst Ausarbeiten in diesen Jahren nicht: so wird in spätern aller Fleiß eurer Tanzmeister, Fechtmeister, Stallmeister u. s. w. ihrem Körper die Frey-

heit, die Leichtigkeit, die Gewandtheit, und doch dabey die Festigkeit nicht zu geben im Stande seyn — wenn ich auch von Gesundheit noch gar nicht sprechen will. Eine gezwängte, mühsame, forcierte, erlernte Gelenksamkeit und Bewegung, der man die Schule überall ansiehet, und die nie ihr Eckigtes, Unbeholfenes bis zur Anmuth und Natürlichkeit abzuschleifen vermag — wird in den Jahren des Jünglings und jungen Mannes, oder der Jungfrau und des jungen Weibes immer die Folge bleiben; und im — nicht etwa späten, sondern nur reifen Alter versinken sie gemeiniglich schon in eine unbehülfliche Bequemlichkeit, Langsamkeit, Schwerfälligkeit und Trägheit. *)

O Locke, Rousseau und Basedow, die ihr zuerst so kräftig daherstürmtet über das Verderbnis unsrer Erziehung auch schon in den ersten Jahren: wer den Seegen einer so nas

*) Manches hieher und zum folgenden Gehörige habe ich weiter ausgeführt in der Schrift: Meine Freuden und Leiden als Jungfrau, Gattin und Mutter, 2r Th. 1798.

türlichen Behandlung genoß, der kränze wenigstens eure Büsten, wenn er euch keine Ehrensäule errichten kann! —

Beylage.

Nebensachen.

Ich kann mich nicht enthalten hier, bey rühmlicher Erwähnung J. J. Rousseau's, eine Anmerkung herzusetzen, die mir schwer auf der Seele liegt. Ich überwinde gewaltsam die Schüchternheit, die mich zurükziehen will, schon deswegen, weil meine Anmerkung nicht hieher gehört — wenn anders Etwas, zur Ehrenrettung eines großen Mannes gesagt, nicht überall hin gehört; besonders aber, weil ich darin fast der ganzen deutschen Schriftstellerwelt, und einem großen Theile der französischen, zu widersprechen und ihn gewissermaßen Injuriarum zu belangen wage.

Alle mir bekannt gewordene deutsche und französische Schriftsteller, die über Rousseau sprechen, und namentlich seine Ideen über den Naturstand erwähnen — sind nicht nur darin ziemlich einig, daß er, von Witz, von Paradoxieensucht, von Begierde glänzen zu wollen u. s. w.

irregeleitet, den Naturmenschen nicht nur im Allgemeinen zum Thier mache, (wogegen ich nichts sage), sondern namentlich ihn „auf allen Vieren gehen" lasse, und ihn mit allem Zubehör, das ein solcher Zustand erfordern würde, nach Möglichkeit, im Namen der Natur, ausstatte. Ja, die Uebereinstimmung hierüber ist so groß, daß man dies zu einem charakteristischen Merkmal seines Charakters und seiner Philosophie erhoben zu haben scheint: denn kaum erwähnt man hier oder da, unter seinen Leuten, ein Wort von dem großen Manne, so fragt man von allen Seiten, lachend, oder mitleidig achselzuckend:

„Oh — sollen wir etwa auch auf allen
„Vieren gehen, wie dieser Schwärmer
„will?"

Um nicht ein Klopffechter genannt zu werden, der in die Luft streichet, führe ich unter den Schriftstellern Deutschlands nur zwey an — aber auch zwey der gelesensten, die vielleicht am meisten zum Nachsprechen gereizt haben: Wielanden und Herdern. Ich führe sie gerade an, weil ich von solchen Männern gern verdammet seyn will, wenn ich irre, und weil man dergleichen Leute durch Wahrheit am wes-

nigsten beleidigt. So schreibt Wieland z. B. in seiner Epistel an Psyche:

Der Menschenstand, den Doktor Mau-
devil
Und Freund Hans Jak (wenn ihn die
Laun' auf Vieren
Zu gehn ergreift) bey uns verklei-
nern will,
Hat seinen Werth — —

Und Herder in seiner Abhandlung von deutscher Art und Kunst:

Sie lachen über meinen Enthusiasmus für die Wilden beynahe so, wie Voltaire über Rousseau, daß ihm das Gehen auf Vieren so wohl gefiel — —

Ich frage mit aller schuldigen Bescheidenheit: Wann ergriff R. jene Laune? Wo gefiel ihm dies Gehen so wohl? — Daß Voltaire es behauptet, wundert Niemand: was kostete diesen Mann allenfalls eine Lüge, wenn er die Lacher auf seine Seite bringen konnte! — Wenigstens fand ich, den das ewige Lächerlichmachen des großen Mannes schmerzte, der deshalb alle seine Schriften, wo sich diese

Behauptung vermuthen ließ, von neuem nachsahe, davon kein Wort. Wer weiß, wo ihn seine unglükliche Laune gepakt und zu Abschweifungen in diese Materie verleitet hat — dachte ich; suchte weiter, suchte überall, und fand davon — kein Wort. Im Gegentheil stieß ich bey meinem Philosophen, der sich sonst nicht leicht in lange physiologische Erörterungen einläßt, eine förmliche Beweisführung für den Satz, daß der Naturmensch nicht auf Vieren gehen könne und solle, besonders in dem weltbekannten Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes — — Ich theilte meine Bemerkungen einigen Gelehrten mit: sie lächelten — Wie können Sie Etwas leugnen, was die ganze Welt weiß? hieß es. Es scheinen mir also hier nur zwey Fälle möglich; entweder es haben sich — mir unbegreifliche unglückliche Verhältnisse vereinigt, die mich in einer so klaren Sache bewundernswürdig blenden: oder Deutschland hat, ex liberalitate sua, zu den zahllosen Ungerechtigkeiten, die R. erdulden mußte, auch noch diese hinzugethan. Man könnte noch sagen, daß das leidige Aufvierengehen nur eine Nebensache in Rousseau's System sey — Ich

weiß nicht, ob das wahr ist; aber das weiß ich, daß es keine Nebensache für seinen wohlverdienten Ruhm und für die Wirkung seiner trefflichen Arbeiten ist. Der beste Lehrer hat alles verlohren, wenn man ihn lächerlich machen kann. Vielleicht setze ich mich durch diese Anmerkung übler Behandlung — nicht bey jenen Männern, sondern bey kleinen aus: die leztern haben aber dafür gesorgt, daß ich solche Behandlung von ihnen gewohnt worden bin.

Und nun noch ein Wort von der Pokkennoth. Keine Schilderung, keine Wiederholung, keine Deklamation: alles das ist in unsern Tagen so oft da gewesen, daß man fürchten muß, die Sache selbst wird dem Publikum, eben durch das allzuhäufige Wiederholen, widerlich; so daß jezt wenigstens vier Fünftheile der Lesewelt nichts von Blattern haben mögen, wie — nichts von der französischen Revolution. Die Sache ist übrigens, meines Erachtens, so weit gediehen, daß Niemand mehr leugnet: es wäre eine Möglichkeit, diese Pest, wie jede andere, vom Erdboden zu vertilgen; so lange aber die Menschen nicht mehr sind, als jezt, so hat es ungeheure Schwierigkeiten. Da

aber keine Hoffnung ist, daß die Menschen schnell mehr werden, da folglich diese Schwierigkeiten nicht sobald gehoben werden dürften: so ist es rathsam, Erleichterungsmittel gegen das Uebel anzuwenden — namentlich zu inokuliren. Von Inokulation auch keine Wiederholung, keine Empfehlung, kein Widerrathen: nur eine Frage. Wie kommt es, daß, (so viel ich wenigstens weiß,) das Verfahren der offenbar schönsten und, selbst bey ziemlich wollüstigem Leben, gesündesten Nationen der ganzen Erde, der Georgier, Zirkassier, Mingrelier, noch so wenig untersucht, folglich nicht empfohlen, mithin noch weniger nachgeahmt ist? Diese Menschen, bey denen Schönheit den höchsten Werth hat — Kaufwerth, meyn' ich, Marktpreis —; die deshalb alles benutzen, um sie zu erhalten; die in jedem neugebohrnen hübschen Kinde ein Kapitälchen sehen, das hoffentlich mit der Zeit seine reichen Zinsen tragen wird; bey denen man übrigens von an Blattern Sterbenden sehr wenig weiß, von daran Verkrüpelnden gar nichts; bey denen man keine Spur von dem überhaupt zweydeutigen Wiederkommen der Blattern entdekt hat —: diese Nationen inokulieren ihre Kinder in den ersten Wo-

chen nach der Geburt. Sind sie klüger als wir? Ich weiß es nicht, ich empfehle ihre blinde Nachahmung nicht — ich bin kein Arzt und kann es also nicht untersuchen. Meines Erachtens könnte aber eine Mutter aus Georgien etwa folgendes zu uns sagen:

„Lieben Leute, die ihr Schönheit, als alle „gemeinen offenen Empfehlungsbrief, wohl „eben so schätzt, als wir, eben so sucht — „obschon viele von euch es nicht gern Wort „haben wollen, und obschon ihr nicht öf„fentlich damit krämert: hört zu, ich will „euch die Hauptgründe unsers Verfahrens „einfältiglich vortragen. Wir inokulieren „unsere Kinder so frühzeitig, denn vorerst „sind ihre Körper, durch unsere Mutter„milch, dann vom Unrath gereinigt, aber „auch noch nicht zu sehr genährt und mit „Säften überfüllt; deshalb, und weil ihre „Körper dann einmal gewohnt sind, alles „Unreine abzuführen oder auf die Haut zu „werfen, bekommen sie weniger Blattern; „weil sie in diesen Monaten am allermei„sten ausstehen können, so sind die, welche „sie bekommen, nicht gefährlich für ihr Le-

„ben oder ihre Schönheit. Diese Wahr-
„heit bestätigt unsre Erfahrung. Ferner
„dürfen wir bey unserm Verfahren nicht
„in Sorgen seyn, daß etwa eine andere
„versteckte Kinderkrankheit, z. B. das Zahn-
„nen — mit den Blattern in Kollision
„kommen, und sie, wie bey euch nicht sel-
„ten der Fall seyn soll, erst dadurch ge-
„fährlich mache. Noch weiter — wir ha-
„ben unsere Kindlein sehr lieb, und freuen
„uns also, daß sie auf unsere Weise über
„den Schmerz und Ekel dieser Krankheit
„hinwegkommen, ohne, in ihrer Bewußtlo-
„sigkeit, selbst zu wissen wie; wir können
„auch mit ihnen verfahren, ganz wie es
„die Krankheit verlangt, indem sie zu der
„Zeit noch alles mit sich machen lassen;
„wir Aeltern sind überdies die Furcht vor
„Ansteckung los, die uns sonst unaufhör-
„lich beunruhigen würde, und je mehr das
„Kind heranwüchse, desto mehr — weil sich
„mit jedem Jahre die Gefahr mehrt. Ja,
„sollte das Schiksal mein Kind auch in der
„Pockennoth von der Welt nehmen, so wer-
„welkt es wie ein Keim, vor seiner Ent-
„faltung, nicht wie eine Blüthe, die schon

„ schöne Frucht versprach: sein Tod kann
„ ihm selbst gar nicht, uns Aeltern bey
„ weitem nicht so schwer zu ertragen wer-
„ den, als wenn es später gestorben wäre,
„ u. s. w. Nun, lieben Leute, untersucht
„ die Sache; und findet ihr sie gut, so thut
„ Etwas Gelehrsamkeit hinzu, damit sie
„ auch euren Landsleuten gefalle" — —
Ich wünschte, die Leute thäten das.

Zweytes Kapitel.

Das reifere Kind.

Unter dem Ausarbeiten der vorhandenen und dem Sammlen der sich mehrenden Körperkräfte, wo wir den kleinen Erdenbürger im vorigen Kapitel verließen, lebt er, wenn er nicht mit Gewalt von der Natur entfernt wird, bis in sein fünftes, vielleicht sechstes Jahr *); und nun tritt er ein in die reifern

---

*) Ich bemerke hier ein für allemal — Wenn ich hier oder in der Folge Jahre angebe, so will ich da-

Kinderjahre, oder in das Alter des kleinen Knaben und jungen Mädchens — wie ich es, in Ermangelung bestimmterer Ausdrücke, nennen will.

Die Natur macht hier im Ganzen und Entscheidenden unter beyden Geschlechtern noch keine beträchtlichen Unterschiede. Sie modificiert zwar die Triebe und Neigungen beyder einigermaßen geschlechtsmäßig: aber Knabe und Mädchen bleibt sich auch in diesem Abschnitt im Hauptcharakter gleich; und nur gegen das Ende dieser Periode laufen die Pfade der kleinen Menschen allmählig auseinander.

Der erwachende Trieb nach Entwickelung des Geistes ist es aber, der diese

---

mit schlechterdings nicht behaupten, daß bey jedem Individuum diese oder jene Epoche gerade in dem oder jenem Jahre eintrete: sondern ich nehme diese Bestimmungen vom größern Theil — um nur Etwas anzugeben. Noch weniger will ich damit anzeigen, daß diese oder jene Lebensperiode mit diesen Jahren gleichsam abgeschnitten und streng begränzt sey: vielmehr gehet eine jede langsam, leise, kaum bemerklich, aber sicher, in die folgende über; so daß man oft erst den Weg bemerkt, wenn man schon am Ziel ist — wie denn das gewöhnlich der Gang der alma mater rerum ist.

Periode von der vorhergehenden hauptsächlich unterscheidet und ihren Charakter ausmacht.

Hier ist noch gar nicht, oder doch zum allerwenigsten die Rede von eigentlichem Verstand, Scharfsinn, Urtheilskraft, u. s. w., so oft Aeltern auch diese zu entdecken glauben, aus einem bald zu erklärenden Misverstand: sondern wir sprechen hier, besonders in den ersten Jahren dieses Abschnitts, allein, oder doch bey weitem zunächst von dem sinnlichen Vorstellungsvermögen.

Das Kind, das bisher nur lernen und poltern wollte, will nun eigentlichen Zeitvertreib und eigentliches Spiel. Spielen heißt nehmlich in Thätigkeit seyn, ohne sich eines bestimmten Zwecks, außer dieser Thätigkeit selbst, bewußt zu werden. So spielt z. B. nur der Kartenspieler eigentlich, von dem man im gemeinen Leben sagt, er spiele nur zur Unterhaltung, nur zum Vergnügen — er spielt eigentlich, denn er will durch seine jetzige Thätigkeit keinen bestimmten Zweck, außer dieser Thätigkeit selbst, erreichen: indeß der Spieler von Profession nicht spielt, sondern arbeitet, denn er hat bey seiner Thätigkeit einen andern

bestimmten Zweck, außer dieser Thätigkeit selbst — Gewinn nehmlich. Das ist nun spielen im weitern Sinne des Worts.

Es ist aber dies Spielen auf zweyerley Weise möglich: mit dem Vorstellungsvermögen — dann beschäftigen wir uns ohne bestimmten Zweck mit Ideen, oder mit Folgen derselben, mit Gefühlen, und das ist eigentlicher Zeitvertreib; oder mit den Gliedmaßen, und das ist Spiel im engern und gemeinern Sinne des Worts.

Das natürlich erhaltene Kind will in diesen Jahren beydes. Der Zweck der Natur hierbey ist weitere und feinere Ausbildung des Körpers, vornehmlich aber erste Entwickelung des Geistes. Daß das kleine Mädchen sich zu andern Arten des Spiels und Zeitvertreibs aufgelegt fühlt, als der kleine Knabe, ist schon geschlechtsmäßige Modifikation der Sache und entfernte wohlthätige Vorbereitung auf die künftige Bestimmung beyder.

Dieser Spieltrieb war zwar schon in der vorigen Kindheitsperiode erwacht: aber er war dort nicht, wie hier, der herrschende. Daher hielt das Kind dort bey keinem Spiel lange aus; daher mochte es kein Spiel, das nicht

mit der gröbern Ausarbeitung seines Körpers, dem damaligen Zweck der Natur, verbunden war.

Da das Spielen in diesen Jahren Wille der Natur und zwar zu einem so wichtigen schönen Zweck — zur ersten Ausbildung des Geistes, ist: so sollte das Kind darin auch nicht gehindert; so sollte das, was man sonst mit ihm vorzunehmen für gut findet, mehr als Nebensache angesehen, mehr als solche betrieben werden. Dein Kind muß frey spielen können, und so viel es will. Es will aber immer spielen, nur, zu deinem Verdruß, nicht immer dasselbe, nicht immer mit den nehmlichen Gegenständen. Dein Mädchen will bald kindisch wirthschaftern, bald ihrer Lieblingspuppe ein neues Kleid oder ein Bettchen machen; dein Knabe will bald reiten, bald fahren, bald als Soldat exercieren; jezt wollen beyde Bilderbücher haben, jezt ein Geschichtchen hören, und jezt Blumen pflücken u. s. w. Sey damit nicht unzufrieden, sondern verehre die Natur. Sie will durch diesen Wechsel — der Bilder und Vorstellungen viel und mancherley in den Geist der Kleinen bringen.

Du siehest auch die Wirkung davon schon gar bald und gar leicht an der jezt so lebhaften Neugierde, welche die Kleinen beseelt und von Einem zum Andern treibt. Diese liebenswürdige und jedem Verständigen sehr willkommene Neugierde — verkenne sie nicht in Eitelkeit oder alles übertreibender Zärtlichkeit — ist noch nicht das, was eigentliche Wißbegierde heißt; sie hat noch wenig Verstand, noch wenig wahre Aufmerksamkeit sogar, sie hat noch nichts von wahrem Zweck: aber gedulde dich, sie bekömmt doch nach und nach von selbst eine festere, bestimmtere Richtung, mehr Stetigkeit, mehr Absicht; und dann gehet sie über in edlere Wißbegierde, oder in den Trieb nach wahrer Erkenntnis, die mit Ernst nach der Beschaffenheit der Dinge in der Welt fragt, die nicht nur wissen will — was ist? sondern auch, was ist das? wie wird das? was ist die Ursache, der Grund hiervon? was ist die Absicht und der Zweck von diesem? die Wirkung und der Nutzen von jenem? warum ist das gerade so und nicht anders u. s. w. Verlange dies leztere aber nicht zu zeitig, nicht in dieser Kindheitsperiode. Werde nicht ungeduldig und komme jener Wiß-

begierde nicht zuvor, sondern nur entgegen. Du stiftest sonst weit mehr Schaden als Nuzzen; treibst die Blume des Mays für den März, erreichst deinen Zweck nicht, oder machst, daß sie kümmerlich blühet und desto schneller verwelkt. Der May deines Kindes kömmt: aber erst im folgenden Abschnitt seines Lebens.

Hieraus folgt unter vielem Andern z. B. dies: Kindern, in diesem Abschnitt ihres Lebens, Kindern von fünf, sechs, sieben, acht Jahren, lange Demonstrationen und ausführliche Beweise für ihre Pflichten vorzuhalten, ist erstens unnütz, zweytens schädlich, und darum drittens schlechterdings zu unterlassen. Unnütz — das Kind verstehet den Zusammenhang deiner Sätze und ihre Verbindlichkeit noch nicht, und könnte es sie verstehen, so mag es nicht. Du kannst es nun freylich zwingen, durch Rükfragen u. s. w., dir zuzuhören, aber nur mit den Ohren; deine Weisheit zu wiederholen sogar, aber nur wie ein tönend Erz und eine klingende Schelle — ohne Einsicht, ohne Ueberzeugung, ohne Sinn dafür. Schädlich — du gewöhnest dein Kind dadurch an Gedankenlosigkeit und

leeres Nachbeten deiner Belehrungen überhaupt und deiner moralischen Vorlesungen insbesondere. Durch den Zwang, vermöge dessen es dir zuhören und aufmerken muß, werden ihm diese sämmtlich für immer oder doch für lange Zeit zuwider; es fliehet sie auch dann noch, wenn es sonst gern darüber nachdächte; es erwartet auch in reifern Jahren nichts als Langweile, wenn es ein moralisches Buch zur Hand nehmen, oder eine Stunde Religionsunterricht abwarten soll: und das Buch oder der Unterricht muß ganz außerordentlich seyn, wenn es, als Knabe, als Jüngling, als junger Mann, unter jenen Voraussetzungen, nicht das finden soll, was es erwartete. Offenbar ist davon der Schade für die Vervollkommnung seines Geistes und Herzens überhaupt und für seine Moralität insbesondere. Deshalb sey **dir** in den Jahren, von denen wir in diesem Kapitel sprechen, in Ansehung der Pflichten deines Kindes, das genug, was **ihm** genug ist —

„Fritz, das muß seyn, das muß so seyn „— das darf nicht geschehen, nicht so geschehen, sondern so" — —

Und nun nichts gefordert, als was wirklich nothwendig ist: aber über dessen Beobachtung genau gehalten, und — dieses selbst genau beobachtet! Es wird eine Zeit kommen, wo es dich mit „Warum?“ oft genug drängen wird: aber jezt noch nicht. Alsdann wirst du ihm die „Weil“ — geben müssen und hoffentlich gern geben. In der Vernachlässigung jener Klugheitslehre bey der Erziehung finde ich eine Hauptursache der ausgebreiteten Gleichgültigkeit gegen die Untersuchungen und Betrachtungen der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, besonders in den feinern Ständen — wo man an den Kindern alles übereilt, alles übertreibt, alles vor der Zeit erkünstelt; wo besonders auch der gewöhnlich ganz junge Hauslehrer nicht eilfertig genug die Weisheit, welche er vor kurzem vom Katheder herab empfing, seinen Kleinen mittheilen kann. — —

Jedoch es ist bisher noch nicht geredet worden von den Gemüthsbewegungen des Kindes: jezt wenden wir uns zu der vielleicht den Lesern interessantern Betrachtung derselben.

Aus dem Willen der Natur in uns entstehen bekanntlich unsre Triebe, aus den Trie-

ben unsre Neigungen, aus den Neigungen unsre Gemüthsbewegungen. Wir bemerken aber an Kindern von diesen hauptsächlich folgende. Sie haben alle ihren offenbaren, sichtbaren Grund in dem jetzigen Zweck der Natur — in der weitern Ausbildung und Vervollkommnung des Körpers und in der ersten Entwickelung des Geistes.

Alle Kinder sind — mehr oder weniger — leckerhaft; zwar nicht so, wie etwa — ihre Aeltern, welche die Reize der spekulierenden Kochkunst und der ausländischen Weine, vermöge ihres Hochgeschmaks, begehren: aber sie lieben doch Süßigkeiten in Speise und Trank; ja, sie nippen auch wohl gern einige Tropfen süßen geistigen Getränkes, das schnell auf die Nerven wirkt, den Körper leichter fühlen läßt, ihn regsamer, thätiger macht, und die kleine Seele belebt und erfreut; das folglich, minutenlang wenigstens, die Erreichung jener Naturzwecke vorspiegelt.

Ihre Liebe zu Süßigkeiten aller Art ist nicht immer schon Verwöhnung, obschon man sie überall dafür ausgiebt, und obschon man sie dazu verwöhnen kann: sondern sie hat ihren guten physischen Grund. Der Magen

und die Gedärme der Kleinen sind zwar durch die ersten Vorkehrungen der Natur von den Schärfen, von dem reizenden Schleim, von den sauern widerlichen Unreinigkeiten gereinigt: jene Theile des Körpers behalten aber doch noch immer eine starke Geneigtheit, dergleichen Unrath zu erzeugen, ja sie erzeugen ihn auch wirklich sehr leicht und oft. Nun hat aber jedes Geschöpf durch die Natur Hinweisung in seinem Gelüste — Hinweisung nach dem, was das Unnatürliche, das Verdorbene, das Schädliche in seinem Körper vermindern oder wegschaffen kann — So verschmähet z. B. der Fieberkranke Fleisch und will kühlende Getränke u. s. w. Das Süße gewähret aber einen Eindruck, eine Empfindung, einen Reiz, der dem Eindruck, der Empfindung, dem Reiz jener Säuren entgegengesezt ist, und sie aufzulösen und zu mildern scheint. Folglich wünscht sich das Kind, ohne zu wissen warum, das erstere, um die leztern los zu werden.

Die Sache ist so gewiß, daß der denkende und erfahrne Arzt von dem Kinde, bey welchem diese Leckerhaftigkeit zu weit gehet und das die Süßigkeiten zu angelegentlich begehrt — schließet, es habe zu viel Säure in sich.

So wie aber mit etwas reifern Knaben- oder Mädchenjahren der Magen und die Gedärme nicht nur ganz rein werden, sondern auch die große Geneigtheit, dergleichen Säuren zu erzeugen, verlieren, so verliert sich auch diese Leckerhaftigkeit immer mehr, oder nimmt vielmehr eine ganz eigene sonderbare Richtung, welche die Folge lehren wird.

Die Kinder sind unfähig, Betrübnis oder Traurigkeit zu empfinden. Betrübnis hat nehmlich irgend einen bestimmten Gegenstand des Elends zum Grunde; Traurigkeit ist gleichsam mehr aufgelößte, zertheilte, verzogene, niedergeschlagene Betrübnis, die ihren bestimmten Gegenstand zwar nicht mehr kennet, sich dessen nicht mehr bewußt ist, aber durch die Empfindung dafür auf das Gefühl für das allgemeine Elend in der Welt geleitet worden ist. Beydes sezt also einen Allgemeinbegriff von Glükseligkeit oder Elend voraus: diesen besitzen Kinder aber nicht.

Desto fähiger und aufgelegter sind sie zur Freude oder zum Verdruß. Freude macht ihnen alles, was ihre natürlichen Triebe befriedigt, oder doch mit der Befriedigung derfel-

ben nahe zusammenhängt; ihren Verdruß erregt im Gegentheil alles, was diesen ihren Trieben zuwider ist, oder sie in der Befriedigung derselben stört, hindert. Ein Stükchen Biskuit, ein Tröpfchen süßer Wein, eine kleine liebliche Frucht; in etwas reifern Kinderjahren auch ein neues Spielzeug, ein nur feinbuntes Bild, ein Spaziergang ins Freye, wo man auf der ersten besten Haselruthe rasch vorauf reiten, wo man dem bunten Schmetterling nachlaufen und sich hundertmal von ihm betrügen lassen kann — welche Herrlichkeit! Was nicht verspeiset und verdauet werden, oder womit man nicht spielen und sich herumtummeln kann, das erfreuet die kleinen Leutchen gar nicht, oder weit weniger — und auch darin gleichen sie vielen großen.

Dagegen weinet dein Kind, liebe Mutter, wenn du Gesellschaft bekömmst, und darüber vergissest, ihm zu essen zu geben, oder wenn du es da von seinem Spielzeug wegschickest — es weinet da so recht aus der Seele heraus. Und dein Kind hat recht, da zu weinen. Sein Verdruß kann da gehen bis zum Zorn, und, nach Beschaffenheit seines Temperaments, bis

zum lebhaften Zorn — und das mag gut seyn; oder, wenn seine Furcht vor der hier sehr ungerechten Zuchtruthe groß ist, bis zur Erbitterung, und zum daraus entstehenden mürrischen, ganz widerwilligen Wesen, zur üblen Laune — und das ist gar nicht gut.

Doch hält diese leztere bey ihm nicht lange an, wenn es gesund ist. Die freylich nicht wenigen Kinder, besonders der Reichen und Vornehmen, welche, wie ihre Aeltern, oft eine anhaltende üble Laune, ein anhaltendes Widerwillen, ein anhaltender Murrsinn plagt, und die mit diesem andere Menschen nicht weniger plagen — sind krank.

Sie haben, wie hektische Erwachsene, Hindernisse der Verdauung; haben Schärfen im Körper, welche die Nerven bald da bald dort widerlich reizen, ohne daß die Leidenden — wegen der innigen Nervenverkettungen — wissen, wo es ihnen eigentlich fehlt und was ihnen eigentlich fehlt: ja, sie sind, natürlicher Weise, nur desto verdrüßlicher, widerwilliger, mürrischer, weil sie nicht wissen, was und wo sie eigentlich leiden.

Zwar bricht dieser Murrsinn, dies widerwillige Wesen bey Kindern nur bey gegebenen

besondern Gelegenheiten und Veranlassungen hervor — und darum sind sie noch lange nicht so schlimm, wie erwachsene Hektiker, welche ihren Scharfsinn anstrengen, Gelegenheiten und Veranlassungen aufzuspüren —: aber die Disposition, die Stimmung dazu bleibt doch immer und lauert nur in ihnen auf einen Ausweg, um sich gleichsam Luft zu machen und diesen Reiz durch einen andern abzustumpfen. Freylich kann jede ihnen unangenehme Kleinigkeit, die sie unter anderer körperlicher Disposition gar nicht bemerkt haben würden, diesen Ausweg eröffnen.

Hat es mit der üblen Laune, mit dem Unmuth und Mutrsinn der Kinder diese Bewandnis — und wenn er anhaltend, und das Kind nicht so ganz verzogen ist, hat es diese allezeit: so ist natürlicher Weise Strenge nicht nur das ungerechteste, sondern auch das verkehrteste Mittel dagegen, so oft man sie auch anwenden zu müssen glaubt. Liebe Mutter, behandelst du deinen hektischen Gemal so? — Nein, im Gegentheil —! Nun, und der hat noch Vernunft —!

Durch Strenge kann zwar bewirkt werden, daß das Kind die Ausbrüche seiner üblen Laune gewaltsam unterdrükt: aber diese Menschenquälerin bohrt sich dann, wie ein giftiger Wurm, nur desto tiefer in das Herz des Kleinen, und legt den Saamen zu den unglüklichen Charakteren hinein, die man insgemein tükische nennet.

Nimm also diesen Unmuth und die natürliche Folge desselben, das Weinen — ich bitte dich bey der Unschuld der kleinen Unglüklichen — nimm es nicht für moralischen Fehler, für Bosheit. Die Ursache ist, auch wenn du sie nicht entdecken kannst, physisch und ruhet im Körper. Rufe den Arzt zu Hülfe, und nicht die Zuchtruthe; gieb ihm Arzeney und nicht Strafpredigten. Sein Geschrey selbst kann dir und dem Kleinen nüzlich werden, indem es den denkenden Arzt auf den rechten Weg, ihm zu helfen, führt. Er wird seinen Körper von jenen Schärfen reinigen, seine Verdauungswerkzeuge stärken; und du, schaffe dem armen Kleinen mehr Bewegung und fröhliche Gegenstände, ihn zu umgeben: da wird sich der Unmuth von selbst verlieren, und ohne die

üblen Spuren zurükzulassen, die er bey anderer Behandlung gewiß zurükläßt.

Ist das Kind aber wirklich gesund — ist sein Körper rein von üblen Säften, gelingen ihm die Geschäfte der Verdauung leicht und wohl: so befindet es sich, auch ohne besondere Veranlassungen, immer in dem beneidenswerthen Zustande der Fröhlichkeit — das heißt: in dem Zustande unbestimmter, durch keinen besondern Gegenstand erregter, oder zertheilter und in allgemeines Wohlwollen aufgelößter Freude; eine Gemüthsstimmung, die uns die Behandlung der Kinder so leicht, den Umgang mit ihnen so angenehm, und sie selbst so liebenswürdig macht; eine Gemüthsstimmung, die wir unser ganzes Leben hindurch nie wieder in der Reinheit, in dem Maaße und in der Dauer zu genießen bekommen. Armer Mensch, dem man diesen Genuß stahl! dem man diese Jahre verkümmerte! Sie sagen wohl, die Moralisten: durch frühes Leiden, durch frühen Druck gehet der Mensch später desto herrlicher hervor. Es ist wahr, mitten unter Schneegestöber und Sturmgeheul blühet das Schneeglökchen auf: aber wahrlich keine Rose! —

Doch noch eine Hauptklage über eine gewisse Gemüthsbewegung der Kinder darf ich nicht übergehen, da sie von allen Seiten her ertönt; und das ist die Klage über ihren Eigenwillen, wie man sagt; oder über ihren Eigensinn, wie man genauer sagen sollte. Eigenwille ist nehmlich die Neigung eines Menschen, seinen Willen an und für sich selbst — ohne Rücksicht auf Folgen u. s w. — zu seinem Zweck zu machen; deutlicher: die Neigung zum Befehlen um des Befehlens willen; kürzer: Kommandirsucht. Er entspringt aus dem Stolz, und ist ein Grundzug im Charakter des Despoten. Eigensinn aber ist die Neigung eines Menschen, seinen Willen durchzusetzen in Rüksicht auf die Folgen; er hat Ursachen, außer seinem gebietenden Wort, warum Etwas gethan oder nicht gethan, so oder anders gethan werden soll. Er entspringt aus Schwachheit des Geistes und ist ein Grundzug in dem Charakter von Personen des hektischen Temperaments, die man kritteliche, nörgelnde nennet.

Eigenwillen besitzen die Kinder gar nicht: wie sollten sie zu den abscheulichen Gesinnun-

gen kommen, die er voraussezt? Aber sehr oft haben sie desto mehr Eigensinn. *)

Ein schwacher Geist begreift nehmlich nicht, wie er seine Zwecke auf eine andere Weise

---

*) Ich hätte vielleicht nicht nöthig anzumerken, da es sich von selbst verstehet, daß ich hier, wie überall in dieser Abhandlung, von dem Menschen spreche — nicht wie ihn die Spekulation oder Phantasie in einem mehr oder weniger willkührlich angenommenen Naturstande schaffet; aber auch nicht wie er durch Vernunft und Sittlichkeit veredelt, oder durch Unvernunft und Lasterhaftigkeit verdorben ist: sondern wie er wird, wenn sich seine geistigen und körperlichen Kräfte und angebohrnen Beschaffenheiten in der Gesellschaft, und zwar in einer so weit kultivierten Gesellschaft, wie die unsrige ist — entwickeln. Wenn man z. B. dem Eigensinne des Kindes frühzeitig entgegenarbeitet, und das Kind ist gesund: so wird jener wenig oder gar keine Macht über dasselbe gewinnen — aber dann ist es durch Weisheit veredelt. Hingegen wenn man vor fürstlichen Knaben und Mädchen knieet: so müssen sie nicht nur eigensinnig, sondern auch eigenwillig — wahre kleine Despoten werden: aber dann sind sie durch Thorheit verschlimmert. In beyden Fällen sind sie nicht mehr die eigentlichen natürlichen Menschen.

und durch andere Mittel erreichen könne, als die sind, die Er sich als die einzig dahinführenden denkt. Er bestehet also auf diesen Mitteln, will sie schlechterdings angewendet wissen, weil er glaubt, nicht anders seinen Zweck erreichen zu können. So ist es mit dem Eigensinn mancher Kranken, mit dem Eigensinn hektischer Personen und Hypochondristen, mit dem Eigensinn alter Leute, mit dem Eigensinn der Kinder.

Dein Knabe möchte jezt zu Felde ziehen; dabey muß, wie man weiß, viel Lermen gemacht werden: er bittet deshalb um seine Trommel, er bittet dringend darum. Er hatte diese aber gestern zerarbeitet: sie ist jezt beym — Restaurateur. Du sagst ihm das. Hast du aber seinem Eigensinn nicht im Allgemeinen schon entgegengearbeitet — wovon in der Folge mehr geredet wird —: so hört er nicht darauf:

„Die Trommel! meine schöne Trom-
„mel!“ —

Du bietest ihm sein kleines Gewölbe an, aus dem er sonst mit Vergnügen verkaufte; oder

sein schönes Reitpferd, mit dem, wenn auch nicht auf dem — er sonst so gern ritt: alles vergebens! Sein Geist hat den Zweck, sich durch spielen zu vergnügen; und seine Schwachheit begreift jezt gar nicht, wie man bey einem Spiel Vergnügen haben könne, außer dem Soldatenspiel; noch weniger, wie man einen frohen Soldaten vorstellen könne, ohne zu trommeln.

Es ist das alles, meines Erachtens, sehr natürlich und konsequent: aber dessen ungeachtet gewiß weder gut, noch angenehm. Deshalb entstehet hier die Frage: wie ist dieser widerliche und schädliche Zug in dem Charakter der Kinder zu verwischen? —

Gewöhnlich wählt man, um dies zu bewerkstelligen, das System der Uebermacht, des heftigen Befehlens und Gehorsamerzwingens: und freylich ist dieses das bequemste für Aeltern und Erzieher. Nicht selten setzen diese unterdrückenden Eigensinn dem zu unterdrückenden entgegen. Wie dergleichen Verfahrungsart, in der kleinen und großen Welt, wirkt, ist bekannt genug. Das Kind lernt dadurch

seine Aeltern und Erzieher als Gegner seiner Freuden und seines Wohlseyns betrachten, entziehet ihnen nach und nach seine Liebe, und faßt nur Furcht und Abneigung gegen sie in sein Herz. *) Der Eigensinn wird dadurch

---

*) Ich stand vor einiger Zeit im Theater neben einem wackern jungen Mann, der ohngefähr auf diese Weise erzogen worden war. Man gab Schillers Don Karlos. Der Prinz sprach die Worte:

Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
hatt' ich gelebt, als mir zum erstenmal
der Fürchterliche, der, wie sie mir sagten,
mein Vater war, vor Augen kam. Es war
an einem Morgen, wo er stehnden Fußes
vier Bluturtheile unterschrieb. Nach diesem
sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Bestrafung angekündigt ward — —

Hier stürzten dem jungen Mann die hellen Thränen aus den Augen. Ich wußte seine Verhältnisse; ich bemerkte es tief erschüttert. Nach dem Stück nahm ich Gelegenheit, davon mit ihm zu sprechen. Ach Gott, sagte er; wem so wie mir seine Kindheits- und frühen Jünglingsjahre verkümmert werden, der ist doch ewig, ewig bedauernswerth. Nicht nur weil ihm der lieblichste unwiederbringlichste Theil seines Lebens zertreten ward — nicht nur des Ge-

nicht ausgerottet, sondern nur für die Minute zurükgepreßt, unterdrükt, oder vielmehr tiefer in die verborgenen Falten des Herzens hineingedrükt, zurükgedrängt, eingezwängt —: es lernet heucheln. Sein heftiger Vater, sein strenger Aufseher ist jezt da —: es preßt die Regungen des Eigensinnes zurück. Jezt ist er abwesend, und nun läßt es ihn desto heftiger

---

nusses wegen: sondern auch weil er nie, nie das wird, was er sonst geworden wäre — auch des innern Werths wegen — —

Aber es kann doch auch hier viel nachgeholt, viel ersezt werden — sagte ich. Sagen Sie das nicht — fiel er ein; der Sturm, der in die Blüthen Ihrer Bäume wüthet, wirft nicht nur die Blüthen selbst herab: sondern vernichtet auch die zu hoffenden Früchte in ihren Keimen —

Nun denn, Freund — sagte ich noch mehr gerührt — Bild gegen Bild: bedenken Sie, es giebt auch Herbstblumen, und diese dauern desto länger!

Wehmüthig das Haupt schüttelnd sagte er:

Aber sie riechen nicht — ! —

Was sollte ich weiter sagen? — Vater, Vater, Gott vergebe dir: dein Sohn, fürcht' ich, kann dir nie vergeben! —

hervorbrechen. Kömmt endlich die Zeit, wo es keine Aufseher mehr hat, und willkührlich handeln darf: so wird es ein Peiniger seiner Untergebenen, oder seiner Gattin, oder seines Gatten; so wird es ein Mann, von dem sein alter redlicher treuer Bediente mit tiefem Kummer gen Himmel seufzt:

„Ach Gott — er ist auch ein gar zu „wunderlicher Herr!“ —

Statt dessen giebt die Natur der Sache ein Mittel an die Hand, das schwerer anzuwenden ist langsamer zum Zweck führt: aber endlich gewiß dahin führen muß, eben weil es in der Natur der Sache selbst liegt.

Habe ich recht, wenn ich behaupte, der Eigensinn der Kinder liegt in der Schwäche ihres Geistes: so ist dies Mittel —: verhüte du diese Schwäche selbst. Und dies kannst du dadurch, daß du, nicht etwa mit Demonstrationen sie überhäufest, aber doch fleißig mit ihnen denkest und sprichst, so daß du ihnen, ehe einzelne besondere Veranlassungen kommen, begreiflich machst, daß man jeden Zweck auf mehr als einerley Weise erreichen kann.

Scheinet dir das zu schwer; oder bist du durch andere Verhältnisse gehindert, auf diesem langen Wege seine Vernunft gefangen zu nehmen: so fasse seinen Sinn. Bringe dein Kind dahin — und das vermagst du bey gutem Willen leicht — daß es dich überhaupt als Theilnehmer seiner Freuden, als Erfüller seiner Wünsche, als Beförderer seines Wohlseyns betrachtet, und es wird sich auch in einzelnen Fällen der oben beschriebenen Art gar gern von dir leiten lassen.

Und solltest du ja voraussehen, daß zuweilen — vielleicht bey Krankheiten, in denen freylich oft das in wenig Tagen an dem Kinde verdorben wird, was in Jahren kaum gut gemacht war —: daß da dennoch sein Eigensinn ausbrechen und sich festzusetzen versuchen möchte: so verhüte mit aller Sorgsamkeit diese Fälle selbst lieber dadurch, daß du seinen Wünschen zuvorkommst und sie befriedigest, selbst wenn sie etwas sonderbar wären, ohne dich erst durch anhaltendes eigensinniges Bitten und Flehen dazu nöthigen zu lassen; und sey überzeugt, daß, unter jenen Voraussetzungen, diese einzelnen Aufwallungen des

Eigensinnes von selbst mit der Krankheit, oder doch mit der Schwachheit seines Verstandes verschwinden werden — was schwerlich und sehr spät geschehen wird, wenn du hier das Kind ganz sich selbst überlässest, und was nie geschiehet, wenn jene widerliche Gemüthsart durch verkehrte Behandlung tiefer in die junge Seele gedrükt wird.

Dies scheinen mir die hervorstechendsten und entscheidendsten Neigungen und Gemüthsbewegungen der Kinder zu seyn in den Jahren, von denen dieses Kapitel redet. Weniger wichtige übergehe ich hier und überall, eben weil sie nicht hervorstechend und über den Charakter entscheidend; oder weil sie zu bekannt und durch sich selbst erklärt sind.

So vollendet denn der kleine Mensch seine kindische Laufbahn mit dem Ende des achten, neunten, vielleicht erst zehnden Jahres, und seine Kindheit gehet über in seine Jugend. Allmählig theilen sich nun aber die Pfade, auf denen die Natur den Knaben und das Mädchen leitet, auf denen sie jedes zu seiner besondern höhern Bestimmung ruft: mithin

theilen sich auch für den Beobachter die Wege, auf welchen er den Zöglingen der Natur folgt.

Wandelt denn hin an der Hand der Unschuld und Freude. Noch sind eure Wege mit Rosen umgränzt, und die Rosen haben für euch noch keine Dornen. Noch begnüget ihr euch mit dem, was gerade heute umherblühet; suchet nicht am Bach unter Trauerweiden nach Vergißmeinnicht, die vom feuchten Boden der Mensch mit feuchter Wange abpflückt. Wünschen kann man euch nichts auf den Weg: wenn Menschen es euch nicht entreißen, so habt ihr alles — habt sogar in jedem neuen Bekannten einen neuen Freund. Ziehet hin — Ihr werdet euch als Männer an wenig Einzelnes aus diesem und dem folgenden Abschnitt eures Blüthenlebens erinnern: aber ihr werdet die Summe eurer Freuden, das allgemeine Gefühl eures jetzigen Glüks mit hinübernehmen in den rauhern Herbst, und dann noch einzelne, abgerissene, köstliche Stücke eurer Kindheitsgeschichte. Diese werden, wie leichte schimmernde Schneeflocken, hell und glänzend in

eurem Gedächtnis bleiben, und treibt euch dann das Gewirre der Welt in euer einsames Kämmerlein, oder schikt euch euer guter Genius einen Kindheitsfreund zu, so müsse sich eure trübe Phantasie an die einzelnen lieblichen Flocken hängen, müsse sie zu freundlichen Gestalten bilden, und so euch eure Kindheit noch einmal — noch hundertmal leben lassen. Dann lebt ihr sie noch schöner als jezt; dann erscheinet sie euch nicht in einzelne Brocken zerstückelt, nicht durch die lange Fluth der Stunden und Tage verwässert: sondern in Ein schönes Ganzes zusammengerükt — Und verliehe euch Gott das gefährliche und doch so kostbare Gut einer reichen und hohen Phantasie: so erscheint sie euch nicht nur als von einzelnen Schönheiten der Wirklichkeit zusammengesezтes Bild eines Rubens, sondern als dichterisches Ideal eines Tizian — —.

Beylage.

Nebensachen.

Man übersiehet nichts so gewöhnlich, als was Einem recht nahe liegt; man nimmt sich auf nichts seltner die Mühe aufzumerken, als was man alle Tage siehet, und das zu erklären, was die ganze Welt zu wissen scheint. Vielleicht giebt es in der Folge Gelegenheit, nicht selten auf dergleichen Dinge zu kommen. Hier nur ein Wort über das Quälen der Thiere von Kindern in diesen Jahren. Was ich davon sage, ist blos meine auf Beobachtungen mehrerer Kinder gegründete Meynung: für mehr gebe ichs nicht.

Dies Necken und Quälen der Thiere, oder doch wenigstens die Lust dazu — findet sich bey sehr vielen Kindern, ehe die Erziehung auch diesen Punkt in Obacht genommen hat. Man findet es gerade in dem Abschnitte des Kinderlebens, von dem wir hier sprachen, und

zwar vorzüglich bey lebhaften starken Knaben. Woher entstehet diese Neigung? Ist sie frühe Bosheit? Tücke des Herzens? eigentliches Wehethunwollen? Nein! du siehest sie ja bey sanften, nur dabey nicht schläfrigen Charakteren vielleicht eben so oft, als bey heftigen; bey dem wohlwollendsten Herzen, wie bey einem erbitterten. Ist sie Rache für Beleidigungen der Thiere? Strafe für Ungehorsam gegen die Einfälle und Gebote der Kleinen? Auch nicht; sie peitschen oft die sie im geringsten nicht beleidigende Schnecke, den sie im geringsten nicht beleidigenden Frosch; sie reißen den unschuldigen Maykäfer am Faden umher, und plagen vor allem den geliebten, treuen, folgsamen Haushund u. s. w. Und sonderbar genug, daß sich diese Neigung gerade in den Jahren äußert, wo sich der Verstand schon zum Theil entwickelt; wo, besonders gegen das Ende dieses Abschnitts, die Erfahrung, mithin das Gedächtniß, sich zu bereichern anfängt. Nicht eher — denn ungeschiktes Zupatschen, dem man die Bewußtlosigkeit ansiehet, gehört nicht hieher; nicht später — wenn nicht das Herz wirklich zur Härte und Bosheit gebildet wird. Ich will

so kurz als möglich sagen, wie ich mir die Entstehung dieser Erscheinung erkläre.

Die erste Bedingung ist das Uebermaas von Kräften, die verarbeitet seyn wollen, und von denen der Knabe nicht immer weiß, wohin er sie verwenden soll. Ich weiß es wohl, er muß sie nicht deswegen gerade auf so Etwas verwenden: aber er kann doch. Daß er sie gerade auch hierauf verwendet, davon in der Folge besondere Ursachen. Jenes Uebermaas ist nur die erste, allgemeinste; die Conditio sine qua non. Uebermaas der Kräfte — also dasselbe, weswegen meistens, meines Erachtens, öffentliche Denkmäler und dergleichen von Erwachsenen beschädigt werden. Man siehet die Erscheinung am meisten bey Knaben — weil diese die meisten Kräfte haben; und zwar besonders bey lebhaften — weil diese von den Kräften am meisten gedrängt werden; am allermeisten bey den lebhaften Knaben, die zu vielem Stillsitzen gezwungen werden — weil bey diesen die Kräfte sich noch mehr anhäufen und ihr Reiz noch stärker wird. Dieses blos Körperliche wirkt nun auf den Geist,

das Können reizt das Wollen: so weit wäre es das nehmliche Treiben im Knaben, das so gern Spielzeug zertrümmert.

Aber es giebt auch noch manches besondere Geistige, das dahin treibt — und das ist vorerst eben das Charakteristische des Geistes in diesem Abschnitt der Kindheit: das Streben nach neuen und immer neuen sinnlichen Ideen, die oben beschriebene vage Neugierde. Ein übrigens äußerst sanfter Knabe schnitt Schnecken von ihren Häusern los, und die noch sanftere kleine Schwester sahe ziemlich ruhig zu — Ich kam dazu:

Wilhelm, warum thust du das?

Ich wollte gern sehen, ob sie nun auch so in ihre Häuser kröchen und darin wohneten — —

Zwey andere spannten einen geliebten Hund in ihren Kinderwagen, belasteten diesen immer mehr, und trieben das geduldige Thier gewaltsam zum ziehen an —

„Was habt ihr mit dem armen Hunde vor?"

„Wir wollten doch sehen, wie viel er ziehen kann! —"

Noch einen andern traf ich, der einen zusammengelesnen Haufen Schnecken sehr aufmerksam beobachtete. Ich trat näher, ich bemerkte, daß den Thieren die Fühlhörner fehlten —

„Moriz, was hast du mit den armen „Thieren gemacht?“

„Sie haben mir gesagt, sie brauchten „die Fühlhörner zu — u. s. w. Nun „meynten Sie neulich, man müßte sich „so gewöhnen, daß man auch manches „entbehren könnte, was man sonst wohl „brauchte und gern hätte — Da wollte „ich denn sehen, ob die Thiere auch ohne „Fühlhörner fortkämen.“

Ich machte jedem der kleinen Quälgeister eine lebhafte und ihren Temperamenten angemessene Schilderung des Schmerzes der gepeinigten Thiere, u. s. w.; alle wurden bis zu Thränen gerührt: ich lauerte nun geraume Zeit auf neue Experimente jener Art, aber — was mir allerdings bemerkenswerth scheint — nicht Einer nahm wieder Etwas ähnliches vor. Dies leitet mich zugleich auf einen dritten Grund jener Erscheinung.

Kinder haben nehmlich in diesen Jahren noch keinen wahren deutlichen Begriff von Schmerz — nur ein dunkles, wenn auch zuweilen lebhaftes Gefühl, aus einzelnen Erfahrungen geschöpft, das sie aber, weil es ihnen an Reflexion fehlt, nicht auf andere, als ihre eigenen Fälle, noch weniger auf andere Geschöpfe, als sie selbst sind — anwenden können. Schmerz ist ein Allgemeinbegriff. Woher erhalten wir unsere Allgemeinbegriffe? Wir ziehen sie ab aus in der Erfahrung bemerkten ähnlichen Eigenschaften an sich verschiedener Dinge. Woher sollen dem Kinde die Erfahrungen kommen? woher der Scharfsinn, jene gemeinsamen Eigenschaften zu bemerken? woher die Vernunft, sie zusammenzustellen und unter Einen Begriff zu ordnen? woher das Gedächtnis, sie so geordnet aufzubehalten? Das Kind thut also dem Thiere wehe, ohne es genau zu wissen und nur einigermaßen deutlich zu fühlen. Das uns allen angebohrne Mitleid, das selbst Rousseau seinem Naturmenschen giebt, ist keine Einwendung: denn es erstrekt sich, so lange es nicht durch Moral ausgebildet und begründet, besonders aber auch durch Phantasie, die in diesem

Abschnitt noch kaum bemerklich vorhanden ist, verstärkt wird, nur auf Leiden unsrer Gattung; nur auf Leiden, die denen ähnlich sind, welche wir schon erduldet haben; nur auf Leiden, welche sich stark äußern, und zwar vornehmlich auf die Weise, wie wir als Kinder unsere Leiden äußern — durch Weinen und Geschrey. Das Krümmen und Winden der verlezten Schnecke, der traurige Blick des geplagten Hundes kann von ihnen nicht gedeutet werden; und wenn er's könnte, so wird er's doch nicht, denn er entgehet wenigstens ihrer Flüchtigkeit. Mithin ist hier das Kind ganz in dem Fall des Großen, der hart gegen den Geringen; des Reichen, der hart gegen den Armen; des Pöbels, der hart gegen Lastthiere ist. Die erstern schreiben den leztern weniger Gefühl zu, oder können sich vielmehr von ihrem Gefühl keinen wahren Begriff machen. Das eigentliche „sich an die Stelle des Andern setzen" — kann nicht nur der Knabe nicht, sondern wir alle sind es nicht im Stande: es ist — eine figürliche Redensart, die Etwas, aber auch nur Etwas Wahres hat. Uebrigens hat es schon Rousseau gesagt, daß unser Mitleid mit der Meynung, die wir von der Empfindsamkeit

der Leidenden haben, allezeit gleiches Maas hält.

Bey gesunden lebhaften Knaben kömmt hierzu noch dies Vierte. Sie fühlen sich, und fühlen sich, wie jeder, der nur sein Vermögen kennet, ziemlich stark; sie sind stolz darauf; es thut ihnen, besonders bey etwas großen starken Thieren, wohl, zu denken: das kannst du! das muß der Hund, weil du es willst! — Dieser Hang — eine Folge der Unwissenheit in Ansehung des Vermögens Anderer und der übertriebenen Schätzung seines eigenen, wie der Despotismus der Großen — muß natürlicher Weise bey denen noch verstärkt werden, auf welchen der Druck des Despotismus ihrer Aeltern oder Erzieher schwer liegt — dann wird er zu einer Art von Rache; oder bey denen, welche als allzuschwach, kleinlich und verächtlich behandelt werden — dann dienet er ihnen als wohlthuender Erweis des Unverdienten, des Unrechts jener Behandlung.

Doch genug, und vielleicht schon zu viel von einer Nebensache und für eine Beylage.

Ersten Abschnitts zweyter Theil.

Jugend.

Erstes Kapitel.

Der angehende Jüngling und das sich entfaltende Mädchen.

Auch diese Periode der frühen Jugend hat ihren festen entscheidenden Charakter. Sie ist besonders auch von praktischer Seite sehr bemerkenswerth, da sie gemeiniglich über den Menschen für seine ganze Lebenszeit entscheidet. Hier ist der eigentliche May des Lebens: was hier nicht blühet, trägt im Sommer und Herbst keine Frucht; was jezt spärlich blühet, trägt dann spärlich; was hier nicht angebauet und verpflegt wird, verwildert und verhärtet sich zu festem unergiebigen Boden.

Diese Periode nimmt ein die Jahre — vom neunten, zehnden, bis zum funfzehenden, sechszehenden bey dem Mädchen; bey dem Jüngling tritt sie etwas später ein, dauert aber auch etwas weiter hinaus.

Der Spieltrieb hat sich schon vor ihrem Anfang verlohren. An seiner Statt drängt sich aber ein anderer Trieb gewaltig hervor, der die übrigen alle verdunkelt und so den Charakter der frühen Jugend festsezt; und dies ist der Trieb nach Lustbarkeit, oder genauer: der Trieb nach Lust, oder nach der Art von Vergnügen und Freude, welche Lustbarkeiten gewähren.

Dieser Trieb nimmt den angehenden Jüngling, das erwachsende Mädchen ganz gefangen; lebt in ihren Adern, klopft in ihren Herzen, zukt in ihren Nerven. Ein Ball, eine Schlittenfahrt, ein munteres Gesellschaftsspiel, u. d. gl., wobey das Herz nichts bestimmtes, nichts mit Bewußtseyn fühlt, als eben diese Lust selbst — das sind ihnen Sachen von der allergrößten Bedeutung, und wenn Matante oder Madonne noch so ungehalten darüber seyn sollten. In Ansehung der Gesellschaft dabey wird es

nicht eben genau genommen: ist sie fein lustig, und hilft sie wacker lustig machen, so ist sie gut.

Auch hierin sind sich Jüngling und Mädchen im Wesentlichen noch ziemlich gleich; nur daß, wie schon bemerkt ist, der erstere um ein Beträchtliches später in diese Epoche eintritt, als das Mädchen, und daß dieses dafür auch schneller durch sie hinhüpft, und vielleicht im sechszehenden Jahre schon in die folgende eilt, da der Jüngling oft noch im achtzehnden, neunzehnden in dieser stehet.

Schon in den ersten Jahren dieses Abschnitts des Menschenlebens zeigt sich ein auffallender Unterschied unter den jungen Weltbürgern in diesem und im Ende des vorigen Theils ihres Lebens, so nahe sie auch an einander gränzen. Der angehende Jüngling, den man die ersten Jahre hindurch im gemeinen Leben noch Knabe heißt — schäzt zwar Essen, Trinken, Schlafen noch ziemlich hoch; aber er nimmt es damit bey weitem nicht mehr so genau, und ordnet schon den Trieb darnach weit unter den Trieb nach Lust und Lustbarkeit.

Als Kind schlief er am Herzen der Mutter, als Knabe im Winkel des Zimmers ein,

wenn seine Stunde kam, mochte Vater und Mutter erzählen, was sie wollten: jezt durchwacht er bey muntern oder schauerlichen Geschichten allenfalls die halbe Nacht. Als kleinerer Knabe war es ihm Jammer und Herzeleid, wenn Mama der Mode wegen auf die sonderbare Idee kam, ihn mit ins Schauspiel zu nehmen — denn dies dauerte bis über die gewöhnliche Essenszeit: jezt vergißt er über einem tüchtigen Ritterstück Essen und Trinken auf mehrere Stunden — nur muß es dem theatralischen Werke an dem gehörigen Ingredienzien des Hauens, Stechens, Sturmlaufens u. d. gl. nicht fehlen.

Auch die Leckerhaftigkeit der vorhergehenden Jahre hat sich verlohren, oder ruhet wenigstens in ihm bis auf — bequemere Zeit. Er nimmt zwar sein Stück Torte oder Kuchen noch lieber, als sein Butterbrod: aber er expediert sich dabey so schnell, handelt es mit so wenig Achtsamkeit ab, daß man leicht siehet, er schmecke eigentlich wenig davon.

Die große Veränderung fast seines ganzen Wesens während einiger kurzen Jahre kam aber auf folgende Weise zu Stande.

Die Neigung nach Kenntnis der Dinge außer ihm, die sich schon in voriger Epoche zeigte, nahm jezt besonders ihre Richtung auf Dinge, welche die Einbildungskraft und Phantasie — die, wenn sie auch schon erwacht sind, doch jezt erst merklich hervortreten — stark und angenehm beschäftigen. Mit solchen Gegenständen befaßt sich jezt sein Geist am meisten und am liebsten. Woher nun wieder dies komme — das vermag ich ohne Weitläuftigkeit und Trockenheit nicht auszuführen: an beyden ist aber gewiß meinen Lesern so wenig gelegen, daß sie sich lieber hier mit dem ausgemacht wahren Faktum begnügen werden.

Hierzu kömmt, daß in diesen Jahren die Organe des Gedächtnisses, die bisher sehr unausgebildet waren, schwach und langsam wirkten, und mithin ein eben so schwaches und langsames Gedächtnis zur Folge hatten — sich jezt mit großer Schnelligkeit entwickeln und stärken, und deshalb ein lebhaftes, viel umfassendes und festhaltendes Gedächtnis hervorbringen. Der junge Mensch merkt sich also die Gegenstände, welche seine Phantasie und

Einbildungskraft beschäftigten, leicht, gern und lange.

Daraus muß nun wieder eine immer grösere Vervollkommnung der Phantasie und Einbildungskraft selbst entstehen, die nun schon vielerley Ideen verbindet; die also bey irgend einer zu hoffenden Lustbarkeit die Bilder aller schon genossenen Vergnügungen dieser Art aus dem Gedächtnis hervorruft, zusammensezt, in Eins konzentriert, und daraus gleichsam ein Abstrakt, ein Ideal von Lust bildet, das seine Unerfahrenheit bey der bevorstehenden Lustbarkeit realisiert zu sehen und zu geniessen hofft. Da ist es denn natürlich, daß seine Begierde darnach ungemein groß und alles andere überwältigend seyn muß: denn wer wollte über Etwas, das alls mögliche Lust gewährt, nicht alles vergessen? —

Einige Beyspiele setzen dies vielleicht mehr auseinander und machen es anschaunlicher.

Dein Kind saß eben bey einem Spiele, das ihm gefiel. Du riefest:

„Fritz, komm; wir wollen Eduarden bes„suchen!“

Er horcht ein wenig, und, wenn er frey zu wählen gewohnt ist, schüttelt er und meynt, du möchtest ihn zu Hause bey seinem Baukasten lassen. Dort, sagst du ihm — dort werde er viel besser Spielzeug, muntere Gesellschaft finden; dort werde er noch vergnügter seyn: er glaubt dir's nicht, und sezt ruhig noch ein Stokwerk auf seinen Palast. Die Ursache davon ist — sein Gedächtnis ist noch zu schwach, ihn schnell und stark an die Freuden zu erinnern, die er sonst in dieser Gesellschaft gefunden; noch weniger sind ihm alle Freuden gegenwärtig, die er in Gesellschaft überhaupt genossen hat; und am allerwenigsten konnte seine noch halbschlummernde Phantasie und Einbildungskraft sich ein Ideal von allen geselligen Freuden entwerfen. Jezt aber ist das ganz anders. Das Kind ist zum reifen Knaben, zum angehenden Jüngling geworden. Er sizt gleichfalls bey einer Beschäftigung, die ihm angenehm ist —

„Fritz, komm; wir wollen zu Eduarden „gehen!" —

Den Augenblick fällt ihm die Lust bey, welche er, nicht nur in Eduards, sondern überhaupt in Gesellschaft schon vormals genossen hat —

denn sein Gedächtnis ist stark und behend geworden; er denkt sich diese Lust als auch diesmal gewiß ihn dort erwartend — denn er hat Phantasie; er denkt sie sich nicht, wie sie wirklich war, sondern konzentriert und idealisch verbunden — denn er hat Einbildungskraft: und ehe eine Minute vergehet, hat er, statt des Buches, den Hut in der Hand.

Die Mutter will ausfahren z. B. ins Concert. Wilhelmine ist noch Kind. Madam sagt zu ihr:

„Kind, du bleibst zu Hause, ich komme
„bald wieder; hier hast du deine Babet, u.
„s. w. spiele damit — und hier liegt noch
„überdies ein schönes Stükchen Mandel-
„torte, und da sind allerhand allerliebste
„Dinge von Bonbon: das alles soll dein,
„wenn ich höre, daß du gut gethan
„hast" — —

Wilhelmine bleibt gern und läßt die Mutter ihres Weges wandern. Sie war zwar einigemal mit im Concert gewesen: aber es gab da weder zu essen, noch zu trinken, noch zu schäkern, noch zu spielen; und was sie sich etwa noch gefallen ließ, hat sie ziemlich wieder vergessen. Jezt ist sie zehen, eilf Jahr alt, und

nun ist alles anders. Sie siehet, die Mutter ordnet ihren Putz —

„Werden Sie ausfahren, Mutter?“

„Ja, mein Kind: ins Concert“ —

Den Augenblick stellt ihr ihr Gedächtnis die Bilder der Lust vor, die ihr schon manches — wenn auch nicht gehörte, doch gesehene Concert verschafft hat: die gepuzten Damen, die vielen Lichter, die Gesellschaft anderer munterer Mädchen, auch wohl einige kleine Artigkeiten der Herrn, welche der Mutter den Hof machten u. s. w.; ihre Phantasie spiegelt ihr vor, das alles wird heute wieder so seyn; ihre Einbildungskraft sezt noch mehr hinzu — wenn ich erst heute das neue blaue Kleid anzöge! u. s. w. Sie ruft mit Herzensinnigkeit:

„Ach Mutter, liebste beste Mutter — nehmen Sie mich mit!“

Mandeltorte und Bonbon vermögen nun nichts mehr über sie. Sie bleibt bey ihrer Bitte, und kann bitterlich weinen, wenn die Mutter dennoch allein gehet, auch wenn diese sie in alle sonst ihr so angenehme Verhältnisse versezte: denn der in ihrer Seele jezt herrschende Trieb nach Lustbarkeit und Lust — wird nicht

befriedigt und konnte hier befriedigt wer: den. —

Durch diese Fassungskraft, Lebhaftigkeit, Festigkeit und Gierigkeit des Gedächtnis: ses; durch diese hierdurch erhöhete Phantasie und Einbildungskraft, wird nun das Bedürf: nis und folglich der Wunsch nach Vorstellun: gen aller Art, vorzüglich aber nach immer neuen — immer lebhafter und mehr umfassender. Der angehende Jüngling und das heranwach: sende Mädchen ziehen, von den ersten Jah: ren dieses Abschnitts an, alles in ihr Vor: stellungsvermögen hinein, dessen sie nur hab: haft werden können, und zwar ohne lange zu untersuchen, was es sey, ob es nüze oder nicht, ob es schwer oder leicht sey u. s. w.

Dies macht denn die jetzige Lebensperiode zur wahren Zeit des Lernens. Für den Kna: ben besonders ist sie in dieser Rükssicht entschei: dend auf Lebenszeit. Man kann zwar die ganze Kindheit und Jugend Zeit der Aussaat nennen: aber dann ist der jetzige Abschnitt recht eigentlich die Zeit zur Aussaat des Brodes. Wird sie versäumt, pflanzet man nichts, oder blos Blu: men: so nimmt sich das Plätzchen schön aus,

duftet schön — das ist nicht zu leugnen: aber bey der Hitze des Sommers fängt es schon an zu welken, und im Herbst stehet es kahl. Nimmt man jede Zeit in Acht, sorgt man jezt hauptsächlich für Brod: ach, so lebt sichs dann so schön davon im Herbst und Winter! und auch auf dem Fruchtacker sorgt die Natur noch für manche hübsche Blume. Reift der angehende Jüngling zum physisch ausgebildeten, ohne sich gründliche Kenntnisse und ernsthafte Wissenschaft erworben zu haben: so erlangt er sie sehr schwer, folglich sehr selten, gemeiniglich gar nicht.

Man erlaube mir noch einige Anmerkungen, vornemlich in Ansehung des Gedächtnisses in diesen Jahren, herzusetzen. Die Wichtigkeit der Sache, die Menge der Irrthümer und Fehler (wenigstens sind sie das nach meiner Ueberzeugung) die man auch besonders in neuern Erziehungsschriften, Erziehungsplanen, Erziehungsinstituten findet, mögen mich entschuldigen, wenn sie mich nicht rechtfertigen.

Die Seele des männlichen und weiblichen Menschen fasset, vermöge des jezt so starken Triebes nach immer neuen Vorstellungen, vermöge der Leichtigkeit sie zu behalten — alles auf,

verschlinget alles, was ihr dargeboten und nur einigermaßen interessant gemacht wird. Sie denkt zwar noch nicht gar viel dabey, drücket aber alles in das jezt so fähige und gierige Gedächtnis. Sie fragt noch nicht: ist das schwer — mir allzuschwer? jenes nicht leichter? ist das angenehm oder unangenehm? wozu brauche ich einmal das oder jenes? und wenn ich es vielleicht brauchte, kann ich mir nicht durch Geld, durch Andere, helfen? u. s. w. Die Zeit dieser Willfährigkeit dauert bey dem Jüngling nur drey, vier, höchstens fünf Jahr: bey dem Mädchen noch um ein beträchtliches kürzer —; der Umfang aller Wissenschaften, Künste und Geschicklichkeiten hat sich in unsern Tagen so sehr erweitert —; die Forderungen, nicht nur an den Gelehrten, sondern an jeden Menschen der gebildeten Klassen, werden so sehr erhöhet —; man soll, wegen der zahllosen Konkurrenzen in diesen Klassen nicht nur viel, sondern auch so vielerley leisten —: sollte aus dem allen, und aus so manchem, was noch hinzugesezt werden könnte, nicht folgen, daß es wohlgethan, ja, daß es nothwendig wäre, man trennete, oder entfernete sich wenigstens in diesen Punkten — besonders bey der

Ausbildung des Geschäftsmannes und des Gelehrten, von der sogenannten philantropischen Methode, und kehrete wieder zu der ältern Schulmethode zurück, oder näherte sich ihr wenigstens — allerdings mit Vermeidung ihrer Pedanterey und Alfanzerey, und mit Benuzzung der neuern Hülfs- und Erleichterungsmittel? *)

Jezt läßt sich dein zwölf- vierzehn- sechszehnjähriger Sohn alles gefallen, was du ihm in sein Vorstellungsvermögen und Gedächtnis hineinarbeitest und hinein zu arbeiten giebst: o so gieb ihm doch das, was er einmal für allemal lernen muß, wenn er ein wahrer Mann für Geschäfte und Wissenschaften werden; wenn er, wie unsre Väter sagten, Etwas rechtes darin lernen und treiben soll — und was er

---

*) Man kann sich gegen gewisse Beysitzer des Areopagus der Literatur, die mit zwey Worten alles verwerfen, mit einem Bonmot alles lächerlich machen, was nicht Zeitton ist — nicht sicher genug stellen. Ich erkläre also, daß ich hier nichts entscheide, sondern nur frage, und zur weitern eignen Ueberlegung veranlassen will.

zu anderer Zeit, in der Regel, nie, oder doch nie mit der Leichtigkeit, Bereitwilligkeit und Ausdauer lernen wird. Hier gieb ihm z. B. grammatische, ich meyne: gründliche und wissenschaftliche Kenntnis der Sprachen; hier gehe mit ihm alte klassische Autoren, in Hinsicht auf Sprache, durch; bey diesen nimm Gelegenheit mit ihm alte Geschichte u. d. gl. zu studieren. Hier gieb ihm die einfachsten, aber freylich auch trockensten Grundsätze der Mathematik, der wissenschaftlichen Physik u. d. gl.: er nimmt sie alle in den Schatz seines Gedächtnisses auf. Versäumest du aber diese Jahre; lässest ihn etwa nur zuweilen plaudern in einer Sprache, die z. B. lateinisch seyn soll, weil sie aus lateinischen Worten bestehet; hebst die alte klassische Literatur auf bis sein Geschmack für den Geist derselben gebildet sey; lehrest ihn an den andern hieher gehörigen Wissenschaften allenfalls ein wenig heruinkosten und ein Wörtchen davon schwatzen, in der Hoffnung, wenn der Verstand erst mehr ausgebildet seyn würde, das Gründliche und Ernsthafte nachzuholen: so hast du die flüchtige Gelegenheit entschlüpfen lassen, und so von selbst, fürchte ich, so ungezwungen, kehrt sie nie wieder zurück.

Und wird sie auch in der Folge erzwungen — welch ein ewiger Unterschied zwischen dem, was Natur und was Zwang oder Künsteley schafft! In den Jahren der gar schnell folgenden Lebensperiode — bey fähigen lebhaften Jünglingen schon vom siebenzehenden, achtzehnden Jahre an — stuzt dein Zögling und fragt: Was soll mir das? was nüzt mir jenes? Was sollen mir deine Triangel und Sechsecke? deine plus und minus? deine Sprachen, die Niemand mehr spricht und unter Tausenden kaum Einer schreibt? Warum soll ich mich mit den finstern Dingen plagen, jezt, in den Jahren des frohesten Lebensgenusses? Und dann hat er nicht unrecht: dann ist es für ihn Plage, sich mit Gedächtniswerk zu beschäftigen, wenn der Geist überall Licht, Plan und Zweck sehen will. Und kannst du ihm, in den Verhältnissen, in welchen wir nun einmal sind und leben müssen, in welche auch Er kömmt und leben muß — überall dies geben? ihm überall nichts als das geben? es ihm überall zu seiner Befriedigung geben?

Aber er fragt dann nicht nur so, sondern, wenn es dir auch möglich wäre, ihm auf alle

seine Fragen befriedigende Antwort zu geben — was aber wohl schwerlich der Fall seyn möchte: so vermögen alsdann doch deine Antworten nicht mehr so viel über ihn, daß er sich die Qual anthun, und ausdauernd, anhaltend anthun sollte, den Haupttrieben seiner Natur in der folgenden Periode zuwider zu handeln; den denkenden Geist in sich weniger, den merkenden mehr zu beschäftigen, da doch jener alsdann so gewaltig erwacht und die Gierigkeit des Gedächtnisses immer mehr abnimmt; da er überdies alsdann schon den Geist so mancher Wissenschaft geschmekt hat, und nun einzig an diesem hängt; da Triebe und Neigungen in ihm erwachen und sich seiner so gewaltig bemächtigen, die jenem heißen, willigen, ausdauerndem Fleiße gerade zu entgegenlaufen; ja, da seine alsdann nur allzumächtige, nur allzuleicht reizbare, nur allzuoft aufgeregte Sinnlichkeit schon zu genießen anfangen — wenigstens überall Blumen pflücken, oft schon Früchte brechen, auf keinen Fall aber aufs Ungewisse graben, pflanzen und aussäen will.

Und doch wirst du wahrscheinlich zugeben müssen, daß jene ernsten schwerfälligen Dinge

ihm nothwendig, wenigstens doch sehr heilsam sind, in einer Welt, wie sie nun einmal ist, und die von dir und ihm nicht geändert werden wird; ja, bey der es noch sehr streitig ist, ob es gut seyn würde, wenn sie sich in diesen Punkten änderte. *)

---

*) Die Nation, welche sich in unsern Tagen die große nennet — ohngefähr wie sich in alten Zeiten der König von Persien den König geradehin nannte — hat auch hier vor den Augen der ganzen Welt den Wurf einer Revolution, einer plözlichen Totalreform, nicht nur der Erziehung für die Wissenschaften, sondern dieser selbst — gewagt. Wir, die wir still beobachteten, haben an allen ihren Wagstücken so viel gelernt: wir können mit der Zeit es auch an diesem. Aber diese Zeit abzuwarten wäre doch wohl gut. Frankreich kann auch durch diesen Versuch viel, sehr viel gewinnen — wie es denn beym Wagen gehet: aber es kann auch viel verlieren — was beym Wagen auch nicht selten ist. Ich sprach von Einer Revolution in den Wissenschaften in jenem Lande —: man könnte deren vielmehr während dieses Jahrzehnds drey unterscheiden: die glänzende, die sanskülottische, die viel versprechende. Jezt kömmt es darauf an, ob die vielversprechende auch viel zu halten im Stande ist. So wahr es seyn mag, daß unsere Vorfahren auch in dieser Sache einen zu niedrigen Gesichtspunkt gefaßt hat-

Soll dein Sohn eine Kunst ausüben lernen, (vom bloßen Kennen und Beurtheilen derselben ist hier nicht die Rede, so wie zur Ausbildung, zum Geschmack, jezt die Zeit nicht ist) soll er z. B. Musik lernen: so laß ihn von den ersten Jahren dieses Abschnitts an wacker Noten lesen, richtig und fest im Takt, im Ton, werden, richtige Applikatur sich angewöhnen, Passagien üben bis zur strengsten Präcision und Ründung: alles Dinge, die dem ausübenden Künstler eben so unentbehrlich, als beym Erlernen trocken und langweilig sind. Jezt folgt er — er denkt, es muß nun einmal seyn. In der Folge will er Nahrung für seine Empfindungen in der Kunst: diese können ihm freylich einzige Läufe und schwere Passagien nicht geben. Von der jezt gerade nicht mehr zu großen Weichheit, aber auch noch nicht zu grosser Unbeugsamkeit und Festigkeit der Muskeln der Hände, der Finger, will ich noch gar nicht sprechen.

Soll dein Sohn Mahlerey erlernen, so laß ihn jezt wacker, und seinen einfachen Gegen-

---

ten: so wahr könnte es auch seyn, daß man dort jezt einen zu hohen erwählt hätte.

stand so lange zeichnen, bis der junge Mensch sicher und fertig darin geworden ist. Jezt gehorcht er dir noch, jezt zeichnet er dein vorgezeichnetes Auge noch hundertmal nach: aber gar bald will er statt des bloßen Auges ein hübsches Gesicht sehen, und zwar noch weit lieber sehen, als darstellen; und wenn er es nicht leicht nachbilden kann, nur sehen.

Diese Sätze ließen sich leicht mit einer Menge Beyspielen aus dem Leben der Gelehrten und Künstler belegen. Es giebt gewiß äußerst wenig Gelehrte, die es in ernsthaften Wissenschaften zu Etwas Namhaften brachten, wenn sie nicht in den ersten Jahren dieses Abschnitts wenigstens einen festen Grund dazu legten; es giebt äußerst wenig, vielleicht keinen braven Klavierspieler, der nicht schon im zwölften, dreyzehnden Jahre leicht Noten las, Schwierigkeiten der Hände überwand, fest im Anschlag, in Applikatur u s. w. war; es giebt äußerst wenig, vielleicht keinen wahren Mahler, der nicht in diesen Jahren richtig, fest, fertig und leicht zeichnete. Freylich macht das noch nicht den wahren Gelehrten, den wahren Künstler — so wenig als der Grund und das

erste rohe feste Mauerwerk den Palast: aber ohne diesen Grund, ohne dies Mauerwerk wird dieser doch auch nicht, und ihn erst leicht von unten aufführen, und dann von neuem aufgraben und fester anlegen, ist und bleibt Flikwerk — der vergeblichen Mühe und des unnützen Aufwandes noch gar nicht zu gedenken.

Mit dem weiblichen Geschlecht ist es dasselbe. Auch für dieses ist die jetzige Periode die beste Zeit zur Erlernung seiner Kunstfertigkeiten und Geschiklichkeiten. Treiben Weiber Wissenschaften und Künste im eigentlichen Sinne des Worts; wollen sie wirklich Gelehrte und Künstlerinnen werden — nicht blos sich Kenntnis, Geschmak und Bildung dafür verschaffen: so sind sie in diesem Betracht keine Weiber, sondern Männer, und alles oben Gesagte paßt auf sie — wenn anders die Sache selbst auf sie paßt. Aber auch mit den kleinern weiblichen Geschiklichkeiten verhält es sich nicht anders. Ich weiß nicht, ob es Mädchen giebt, welche z B. wirklich schön sticken, wenn sie es jezt nicht schon richtig konnten; wirklich elegante Nähderey lieferten, wenn sie jezt nicht schon geschikte verfertigten: aber

das weiß ich, daß es ihrer nur sehr wenige geben wird, und vielleicht wurden auch diese wenigen nur durch Nothwendigkeit dazu gezwungen.

Diese Periode des Lernens und Uebens hat aber für Aeltern, Lehrer und Aufseher, die das Staatmachen mit ihren Zöglingen, oder auch ihre Bequemlichkeit lieben, so viel Erwünschtes, das sie selten erwartet, sondern fast immer übereilt, herbeygetrieben wird. So wie solche Leutchen schon vormals durch Zwang und unglükliche Kunstgriffe das Kind zum Knaben zu bilden suchten, so suchen sie dem Knaben die Natur und das Wesen des angehenden Jünglings einzuimpfen, und eine Frühreife zu erkünsteln, welche, wie jede Treibhausfrucht, ohne Kraft und Saft und Dauer bleibt. Durch dieses Uebereilen der Natur verbittert man dem jungen Geschöpf nicht nur seine frohen, unbefangenen Kinder- und Knabenjahre: sondern man erreicht auch dabey kein wahrhaftig heilsames, obschon vielleicht ein auf kurze Zeit glänzendes Ziel *). Die Natur ahndet

*) Es ist für sich klar, daß hier die Rede nicht von ganz ausgezeichneten Talenten ist. Diese machen

jede beträchtliche Abweichung von ihrem Pfade. Dein Knabe soll — das willst du — vieles, und das viele auch richtig und genau fassen; das ist ihm aber unmöglich: du bist also gezwungen die ernste, aber feststehende, wiederhaltende Gründlichkeit der heitern, aber flüchtigen, wandelbaren Oberflächlichkeit aufzuopfern — mit ihm über die Dinge zu schwazzen, aber nicht sie zu durchdringen. Jezt tritt er in die frühen Jünglingsjahre; nun erst wurde ihm jenes möglich und leichter: aber vermöge seiner Frühreife will er nun schon genießen, ohne noch des Genusses ganz fähig zu seyn. So stürzt er weiter fort auf der übereilt angetretenen Laufbahn; durchjagt sie, statt sie zu durchwandeln; ist niemals auf seinem eigentlichen Standpunkt, ist immer mit sich selbst im Widerspruch, ist in seinem eignen Leben gleichsam niemals zu Hause. Er reißt Blumen ab, ehe sie blüheten; und wirft sie wieder von sich, ehe sie ihn mit ihrem Duft

---

eine Ausnahme in der Natur: und das Wort selbst zeigt schon, daß sie sich nicht unter allgemeine Regeln bringen lassen.

erquikt hatten. Er anticipiert sein ganzes Leben und alle Freuden desselben; wird statt eines lachenden hüpfenden Kindes ein schüchterner stillsitzender Knabe, statt eines raschen Knaben ein unter Gähnen lernender früher Jüngling, statt eines geschikten, thätigen früher ein genießender, ermattender, erkünsteltreifer Jüngling, statt eines natürlichreifen Jünglings ein erzwungenernster Mann; und schmachtet dann in den — nach dem Willen der Natur — so schönen vollen männlichen Jahren schon in dem Unglück, in der aus Sättigung aller Art entstehenden Trägheit, Langweile und Grämlichkeit des Alters; Uebel, welche ihn desto schrecklicher drücken müssen, je besser er dann zur Einsicht gekommen ist, wie sein Leben hätte geführt werden sollen.

Doch noch einige Blicke in die eigentliche Naturgeschichte des angehenden Jünglings und des sich entfaltenden Mädchens: einige Worte über ihre charakteristischen Gemüthsbewegungen.

Lustbarkeit war der Gegenstand des entscheidendsten Triebes in dieser Periode, auf Lust sind also die Hauptneigungen gerichtet: folg-

lich sind Freude über erlangte, Verdrüß über gehinderte, gestörte Lust die vorzüglichsten daher entstehenden Gemüthsbewegungen. Von den Aeußerungen derselben ist schon oben geredet worden. Da sich von andern Neigungen jezt nur noch wenig entwickelt, so entstehen auch wenig andere Gemüthsbewegungen.

Früh und noch in diesem Theile des Lebens erwachende Geschlechtsneigung ist, in unserm Klima, nicht natürlich, auch wenn man sie unter uns in den feinern Ständen noch öfter sehen sollte, als man sie bey Jünglingen von funfzehn bis achtzehn, bey Mädchen von dreyzehn bis funfzehn Jahren bemerkt. Es ist offenbar, daß diese Neigung erst zur Zeit der Fruchtbarkeit erwachen sollte; und so viel Abänderung auch das Temperament und andere Dinge hierin machen mögen, so ist doch eben so offenbar, daß diese Zeit in unserm Himmelsstrich bey dem Jüngling nicht vor dem neunzehnden, bey dem Mädchen nicht vor dem funfzehnden Jahre eintritt. Zeigt sich diese Neigung also früher, so hat sie ihren Grund in Fehlern der physischen

oder moralischen Erziehung, oder in physischem, moralischem oft auch ästhetischem Luxus u. d. gl.

Wahr ist es indeß, daß die Natur schon in dem neun- oder zehnjährigen Mädchen (nicht so bey dem Jüngling) auf seine eigentlichste Bestimmung und also auf Geschlecht hinarbeitet: das geschiehet aber so im Geheimen, so entfernt, so ganz ohne Bewußtseyn des zarten Geschöpfes, daß es hier keiner Darstellung bedarf — besonders da diese auch für meinen jetzigen Zweck zu subtil und zu weitläuftig werden müßte.

Doch giebt es noch eine Neigung, welche bey vielen Jünglingen und Mädchen in dieser Periode ziemlich hervorsticht; und das ist eine Art des Stolzes, für die ich, bey allem Suchen, keinen artigern, wohlklingendern Namen finden kann, als — Bauernstolz. Theils zu meiner Rechtfertigung, mehr aber noch, weil es nicht uninteressant seyn kann, diese Abart einer der wichtigsten Neigungen der Menschen näher kennen zu lernen — verweile ich einige Minuten bey ihrer Schilderung.

Jeder Stolze hat nur irgend Ein Idol, das er besizt, anbetet, und über alle andere Güter der Welt — so wie sich selbst über alle, die sie besitzen — erhaben dünkt. Setzest du dieses im geringsten herab, oder scheinst du nur es herabzusetzen, so ist er durchaus beleidigt. Hingegen kannst du es ihn immer merken lassen, daß er irgend ein anderes Gut nicht besizt — er lässet das hingehen: ja du giebst ihm sogar eine süße Art heimlichen Genusses, indem er dadurch an das Gut erinnert wird, das Er besizt und als das einzige wahre, oder doch als das höchste schäzt und verehrt. Ganz anders ist es aber mit dem Bauernstolzen.

Er besizt, als solcher, von dergleichen Vorzügen und Gütern gar nichts; weiß Andern, ja auch sich selbst, nichts bestimmtes anzugeben, um dessentwillen er auf besondere Achtung und Ehre Anspruch machen dürfte: aber er siehet und höret denn doch, daß es um das Geehrtseyn und Hervorgezogenwerden keine ganz unebene, sondern recht hübsche Sache sey; er will also, ohne weiteres, auch Etwas davon haben und genießen. Weil er an sich

selbst nichts Bestimmtes, Vorzügliches und Ehrenverdienendes zu finden und anzugeben weiß, so sähe er es gern, wenn man von allen Gütern und Vorzügen, die Menschen geehrt machen, Etwas bey ihm vermuthete. Er ist daher neidisch auf den Ruhm eines Generals, wie eines Virtuosen, eines Gelehrten, wie eines guten Reiters; hört die diesen ertheilten Lobsprüche mit heimlichem Unwillen; ist überall geneigt, dergleichen Dinge von der kleinen — von seiner Seite anzusehen; und weiß er in seinem Köpfchen die Materialien zu einem Aber zusammen zu finden, so ist er gern damit bey der Hand — sollten es auch Aber seyn, wie man sie gar wohl von Bauernstolzen hört, nur nicht von jungen, die schüchterner zurükhalten:

„Der General ist wohl brav: aber er hat
„doch gar keine Sitten! Der Virtuos spielt
„wohl trefflich: aber er ist doch so ein unordentlicher Wirth! Der Gelehrte verdient wohl seinen Ruhm: aber er gehet
„doch auch gar zu unscheinbar einher, u.
„s. w." —

Zweymal sieben ist vierzehn: ja, aber doch nicht funfzehn —! stehet irgendwo. Lässest du solche Leutchen im geringsten merken, sie wären doch das nicht, was jene, oder sie könnten es nicht wenigstens seyn, wenn sie wollten: so beleidigest du sie bitter.

In so ein wundersames System gebracht erscheint der Bauernstolz bey Erwachsenen: im Wesentlichen eben so, nur nicht so herrisch, übermüthig, wegwerfend, sondern verschämter, heimlicher, nur zuweilen handfest hervorbrechender, drolliger, unschädlicher findet er sich bey sehr vielen Jünglingen und Mädchen in diesen Jahren. Der junge funfzehn- sechszehnjährige Herr merkt z. B. wohl, daß er noch nicht gar viel gelernt hat: aber er glaubt denn doch die Figur des Gelehrten ziemlich zu repräsentiren, Andere damit zu täuschen; er mischt sich deshalb mit ziemlich entscheidendem Ton in die Gespräche der Männer, und wird böse, wenn man ihn nur von fern zu empfinden giebt, daß er doch wohl die verhandelten Dinge noch nicht verstehe. Das dreyzehn- vierzehnjährige Mädchen weiß z. B. daß die Reize ihrer Bildung noch nicht ent-

faltet, die Annehmlichkeit ihres Umgangs noch nicht die größte ist: aber sie wird böse, wenn man ihr nicht die Aufmerksamkeit, das Zuvorkommen, daß Interesse schenkt, das man für die erwachsenere Schwester hat.

Wenn dieser Stolz bey Erwachsenen oft kränkend und wehthuend ist, so ist er hier nur belustigend: denn hier ist er ohne große Folge und Bedeutung, dort ist er's oft; hier, weiß man, entstehet er aus einer natürlichen Schwäche des Geistes, und wird mit dieser und bey mehr Erfahrung von selbst verschwinden: dort stehet er unwandelbar, wie die Schwäche des Geistes selbst.

Beylage.

Nebensachen.

Ich erwähne auch hier eine seltsame, sehr interessante Erscheinung, die man an vielen, vielleicht den meisten jungen Leutchen, und zwar bey früherwachenden schon im Ende des vorigen, gewöhnlicher in den ersten Jahren dieses Abschnitts ihres Lebens wahrnimmt — ich meyne die Geister- oder sogenannte Gespensterfurcht. Was ich auch hiervon sage, ist nicht Entscheidung, Absprechen darüber: sondern blos meine individuelle Meynung. Weiter gar nichts.

Die Geisterfurcht ist keinesweges Folge der Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, Feigheit im Allgemeinen. Welcher unverdorbene Knabe von etwa zehen bis zwölf Jahren wäre furchtsam,

zaghaft, muthlos, feig? Welcher Mann ist es so wenig, als er es als Knabe in diesem Abschnitt seines Lebens war? — Noch vielweniger ist sie Folge eines Raisonnements über Möglichkeit der schädlichen Einwirkung fremdartiger Wesen: denn woher sollte der Knabe diese Ideen, und jenes Raisonnement haben?

Mir scheint sie einzig und allein Folge von der jezt gewaltig erwachenden, aber noch durch keine Vernunft gezügelten, durch keine Erfahrung verkälteten Phantasie zu seyn; von der Phantasie, die, ohne zu wissen, was sie fürchtet, überall nur Etwas Ungeheures ahndet, siehet, fliehet.

Die wundervollen Ammenmährchen, denen man gewöhnlich diese ganze seltsame Erscheinung als Folge zuschreibt, können sie wohl verstärken, früher erwecken, ihr eine bestimmtere Richtung geben: aber nimmermehr hervorbringen, weil die Wirkung dieser Albernheiten jenen Geistesschwung schon voraussezt; weil diese Furcht, wie ich wenigstens aus verschiedenen Beyspielen meiner Erfahrung weiß, da ist, auch wo der junge Mensch schlechters

dings nichts von jenen Histörchen erfuhr — nur ist sie dann noch unbestimmter, gleichsam gestaltloser da; weil sie bleibt, auch wenn man in der Folge die Nichtigkeit solcher Erzählungen einsiehet, und so stark — wenigstens bis auf die Zeit, wo alle Phantasie zu vertrokknen anfängt, so stark bleibt bey Menschen, welche überhaupt lebhafte Phantasie haben, daß sie unmöglich von bloßer körperlicher Fertigkeit herrühren kann; weil sie sich bey sonst muthigen aber phantasiereichen Knaben weit stärker findet, als bey muthlosern Knaben und schwächern Mädchen — was sonst gerade umgekehrt seyn müßte, besonders wenn diese Erscheinung ein wirkliches Fürchten vor Schadenleiden wäre, u. s. w.

Sage jeder, der Gedächtnis für seine jungen Jahre hat und damals namhafte Phantasie besaß — in welchen Unermeßlichkeiten er da umherschwärmte, oder vielmehr welche Unermeßlichkeiten er da, verschüchtert durch — er wußte nicht was, ahndete, indeß er dem stärkern schadendrohenden Sichtbaren muthig entgegen ging! welches unbekannte Land er da suchte, in welchem eine noch ganz ande-

re Sonne glänzte, himmelhohe Bäume wuchsen, schönere Blumen dufteten an ungeheuren Strömen, an deren Ufern idyllische Menschen scherzten und Blumen pflükten? —

Alles was man da noch nicht wirklich gesehen hat, bildet sich zum Ungeheuren. Ueber die von Lehrern auch noch so genau gegebenen Maase schweift man hinweg; alles ist weit, ist groß, ist gewaltig, ist dauernd ins Ewige.

Ich war wie zerschmettert, als ich das erstemal in jener lyrischen Zeit eine herumziehende Menagerie, und darin einen Löwen, einen Tiger, eine Hyäne, und einen Elephanten sahe. Die genauen Beschreibungen der Größe dieser Thiere, welche mir mein Lehrer vorher gegeben hatte und welche ich auswendig wußte — hatten nicht verhindert, daß ich sie nicht bis zu — ich weiß jezt nicht und wußte schon damals nicht, welcher Größe mir vorgestellt hätte. Selbst der Elephant war nichts gegen den, den ich bisher in meiner Phantasie gesehen hatte. Ich konnte nicht zu mir kommen, kein Wort sprechen, und war innigst erschüttert und wehmüthig. Es war der erste

Anblick, das erste tiefe Gefühl der durch Wirklichkeit zertrümmerten dichterischen Phantasiewelt — ein Anblick, ein Gefühl, das wir, je älter wir werden, desto öfter aufgedrungen bekommen, bis endlich jene ganze Zauberwelt in uns verbleicht und in einen kalten Aschenhaufen zusammenfällt — und wir mit.

Ein anderer sehr fähiger Knabe meiner Bekanntschaft wurde von seinen Aeltern mit nach Pillnitz genommen, als die berühmte Konvention zwischen Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm u. s. w. dort statt hatte. Es traf sich unter Weges, daß der Wagen des Kaisers vor dem der Aeltern auf der Hinreise vorbeyfuhr —

„Nun, Lieber, gieb recht acht —

sagte die Mutter, ehe Leopolds Wagen kam;

„der zur Rechten sizt, ist der Kaiser" —

Der Wagen fuhr vorbey, der Knabe starrte fest hin, erblaßte, und sagte wie aus den Wolken gefallen:

„Ach Gott, er war ja so klein! so blaß!"

Da man in diesen Jahren noch so wenig von dem weiß, was ist, weiß man auch nicht, was seyn kann. Dem Unwissenden ist alles möglich: dem phantasiereichen alles wahrscheinlich, wenn es auch noch so weit über das Gemeine hinaus gehet.

Diese ungemeine Kraft der noch ungezügelten, ungestörten Phantasie, die sich noch an nichts Festes hält, an nichts Einzelnes kettet — was aber bald hernach geschiehet; dies Ahnden des Allmächtigen, dieser Schauer vor dem Fremdartigen einer unbekannten Welt, dies Erzittern des Staubes vor dem Gränzenlosen — dasselbe, was uns zur Religion treibt, und was vielleicht Cicero meynte, als er schrieb: Timor fecit Deos —: dies scheint mir die ganze und einzige Grundursache der Gespenster- und Geisterfurcht, die in jenen Jahren sich entwickelt, zu seyn.

Kommen dann Erzählungen der Spinnrockenweisheit dazu; oder liefet man etwa die seltsamen Feen- und Ritterbücher des mittlern Zeitalters; oder bekömmt man die wundervollen Religionsschriften der Juden ohne Aus-

wahl in die Hände u. s. w.: so wird dies dunkle Gefühl gleichsam fixiert, hält sich nun an den gegebenen Gegenstand, und bildet ihn nach Willkühr noch immer wundervoller aus. Ich erinnere mich noch sehr genau, mit welcher Begierde ich damals den Propheten Daniel und die Erzählungen der Bücher der Makkabäer las und immer wieder las; wie ich da von der Menschenhand träumte, die, indeß König Beltsazer mit seinen Fürsten zechte, erschien und schrieb an die getünchte Wand: Mene Mene Tekel Upharsin — und wie die Fürsten, in Goldstück gekleidet, erblaßten und bebend zurüksanken; und von den drey Männern im Feuerofen, die vier wurden; und von der Heldenmutter, deren sieben Söhne man schlachtete — —

Wird dieser Phantasieschwung so genährt, oder werden diese Ahndungen, was wohl noch übler ist, auf gewöhnliche sichtbare Gegenstände geleitet, so daß man sie jenen erträumten unterschiebt: dann bleiben allerdings Eindrücke davon zurück, die man in reifern Jahren wohl verwischen, aber schwerlich ganz austilgen kann; die oft nichts weniger als erwünscht sind, und

gewiß keinesweges unter die Dinge gehören, welche die gepriesene gleichschwebende Temperatur der Seele erhalten und das menschliche Leben verlängern.

Wird aber dies Fixieren jenes dunkeln Gefühls vermieden, so bleibt es vag, unbestimmt, flatternd — gleichsam als ein ganz eignes, besonders Ding in der Seele, und, weit entfernt den Knaben und in der Folge den Jüngling und Mann im Allgemeinen furchtsam, schüchtern und feig zu machen, kann es vielmehr zu sehr edlen heiligen Zwekken verwendet, gebildet und benuzt werden — was aber allerdings große Behutsamkeit und Liebe zum Werk verlangt.

Giebt man ihm diese leztere Richtung nicht, aber auch nicht die erste, sondern gar keine: so schlingt es sich an die ersten Liebesgefühle, und bildet nun, geleitet durch die ersten zarten Regungen des Geschlechts, jene süße, idealische, ätherische Zärtlichkeit, welche noch keinen einzelnen Gegenstand kennet, keinen meynet, sondern mit ihren sanften Schwanenfittigen das Abstrakt der weiblichen Schön-

heit umfasset und an das klopfende, sehnende Herz drükt: bis der Jüngling in Einer, das Mädchen in Einem ihr Ideal realisiert glauben; die Eine, den Einen sich zu eigen machen, und — auch dieser schöne Traum vorbey ist.

So viel hiervon zu einer Beylage.

III.

Ferdinands Hochzeittag.

Ferdinands Hochzeittag.

Ferdinand von U— hatte eben seine Studien auf einer deutschen Universität vollendet, und schikte sich an einige Jahre auf Reisen zu gehen, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Er gab deshalb diesen Plan vor der Hand auf und reisete zurück nach Liefland, um die weitläuftigen ihm allein hinterlassenen Güter zu übernehmen. Die bey dergleichen Vorfällen gewöhnlichen Weitläuftigkeiten wurden von dem raschen Ferdinand durch eine volle Börse möglichst abgekürzt — in kurzem sah er sich als Besitzer einer ziemlich beträchtlichen Herrschaft.

Einige Meilen von seinem Wohnorte hielt sich einer seiner Universitätsfreunde auf. Diesen suchte er auf, knüpfte das Band froher Vertraulichkeit, das durch die frühere Rükkehr des Freundes ins Vaterland zerrissen wor-

den war — von neuem, und beyde überlegten nun, ob es für Ferdinanden rathsamer sey, jezt jene Reise zu beginnen, oder vor der Hand — zu Hause zu bleiben. Moritz rieth zum ersten, Ferdinand entschied für das lezte. Er war verständig, gut und brav: es war ihm, wie allen neuen Regenten das Reformieren ankommen.

„Laß mich erst —

sagte er zu seinem Freunde,

„dieses oder jenes abgeschaft, diese oder jene „Einrichtung getroffen haben, um meinen „Bauern das Joch, das sie unter meinem „Vater und seinen Amtleuten*) so hart gedrükt hat — zu erleichtern, und sie zu „glüklichern Menschen zu machen" — —

„Hoho!

rief der muntere Moritz,

---

*) In Ferdinands Vaterlande ist der Amtmann nicht, was er bey uns ist, sondern eine Art Hausverwalter, Oekonomieinspektor oder des Etwas auf grossen Gütern Adlicher. Besonders ist er über die Leibeignen, ihre Arbeiten, Bestrafungen bey minder wichtigen Vergehungen u. s. w. gesezt.

„für das Erste — zur Erleichterung des
„Jochs — ist bald Etwas gethan. Aber
„das Zweyte —: dann bleibst du Zeit
„Lebens an Ort und Stelle! Und wenn
„du unser aller lezte große Reise erst
„im neunzigsten Jahre anträtest, wärest
„du damit noch lange nicht zu Stande"—

„Freund —

fiel Ferdinand ernsthaft ein,

„ein rechtschaffner Mann" —

„thut seine Pflicht! Richtig! Aber man kann
„vielerley thun, das Pflicht ist: der recht-
„schaffne Mann, wenn er zugleich Verstand
„hat, wählt also unter dem Vielerley das,
„was er enden kann" —

„Dein rechtschaffner Mann —

fiel Ferdinand lebhaft ein,

„der die Mittel in den Händen hat, Menschen,
„welche ihn noch dazu besonders nahe an-
„gehen, glüklich zu machen, oder doch glük-
„licher als sie jezt sind — und benuzt diese
„Mittel nicht, weil ihn ein Vergnügen ab-
„ruft, ist, mit deiner Erlaubnis, in mei-

„nen Augen nicht viel besser, als ein —
„Schurke u. s. w.

Kurz, Ferdinand blieb, und sein Freund — kaum minder brav als er, aber erfahrner — ließ seinem guten Herzen Gerechtigkeit wiederfahren. Ferdinand warf sich nun mit allem Feuer eines jungen Reformators in die Verwaltungsgeschäfte seiner Güter. Hindernisse über Hindernisse fand er. Dem schändlichen Herkommen im äußern Betragen gegen seine Bauern konnte er Autorität und besseres Beyspiel, den heimlichen Bedrückungen derselben eigene Untersuchung und Strenge entgegensetzen: aber was vermogte er gegen die durch langwierigen Druck eingepreßte Empfindungslosigkeit der armen Gedrükten selbst? was gegen ihr Zittern vor jeder, auch der wohlthätigsten Veränderung ihres bishergen Zustandes, weil sie gewohnt waren, stets eine List zu neuer Belastung zu vermuthen? Was konnte er mit Menschen anfangen, die sich den Zustand des Freyen so ganz und gar nicht denken; die so ganz und gar kein Fünkchen Sinn dafür in sich erwekken konnten, daß sie fußfällig um Fortdauer ihrer Leibeigenschaft supplicierten, als er ihnen Freyheit und Eigenthum anbot? —

Gleichwohl war Beharren im einmal gefaßten Entschluß ein Hauptzug seines Charakters; hier konnte er überdies diese Hartnäckigkeit mit der Reinheit seiner Absichten und mit dem Glauben, daß er wenigstens mit der Zeit sein Ziel erreichen müsse — rechtfertigen —: er ließ sich also durch jene Hindernisse nicht abschrecken und arbeitete immer emsiger. Sein Freund sahe, daß er seiner Gesundheit — wenigstens seiner Munterkeit dadurch schadete —

„Ferdinand —

sagte er;

„du bist jezt vier und zwanzig Jahr alt:
„wenn du es so fort treibst, so bist du im
„acht und zwanzigsten ein Einsiedler, im zweys
„unddreyßigsten ein Murrkopf, im sechsunds
„dreyßigsten ein vollendeter Hypochondrist,
„im vierzigsten ein Greis — wofern du
„nicht da schon zu deinen Vätern versamm-
„let bist. Deine Arbeiten machen dir Ehre;
„aber sie würden dir noch mehr Ehre mas
„chen, wenn du sie mit Erholungen und
„Aufheiterungen verbändest: denn du wür-
„dest dann besser arbeiten, weil du ohne Er-

„bitterung, und mehr — weil du länger ars
„beiteteſt. Suche dir vorerſt eine Frau" — —

„So etwas ſucht ſich nicht" —

„Kommt aber auch nicht vom Himmel in
„die Studierſtube! Mache Bekanntſchaften
„in die Runde herum. Man lauert lange
„darauf, dich näher kennen zu lernen. Fin:
„det ſich da kein Mädchen für dein Herz —
„nun ſo finden ſich doch Bekanntſchaften,
„Aufheiterungen, Zerſtreuungen: und was
„das Erſte anlangt, ſo weißt du dann doch,
„daß hier nichts für dich iſt, und auch das
„iſt gut" —

„Aber ich habe die Leutchen bisher ſämmts
„lich vernachläſſiget" —

„Deſtomehr ſind ſie auf dich geſpannt. Ich
„führe dich überall ein. Wo dir's gefällt,
„kömmſt du dann wieder; wo dir's nicht ge:
„fällt, bleibſt du weg. Den Anfang wols
„len wir mit meinen Nachbarn gegen Oſten
„machen. Du kennſt ſie noch gar nicht?"

„Nein — du weißt ja, daß ich ſeit mei:
„nem dreyzehnden Jahre vom Hauſe weg
„war" —

„Hast auch nichts von Fräulein Adelheid
„gehört?“

„Nichts — so viel ich mich erinnere“—

„Nun so sollst du auch nichts von ihr hö-
„ren, bis du — gesehen hast!“ —

Die ganze Nachbarschaft war wirklich schon auf Ferdinands Bekanntschaft gespannt, und fast beleidigt, sich von ihm vernachlässigt zu sehen. Der alles vergrößernde Ruf machte ihn zum Adonis, zum jungen Sokrates, zum angehenden Kato —: kein Wunder, daß man Moritzens Ankündigung überall sehr günstig aufnahm. Besonders fanden Adelheids Aeltern sich geschmeichelt, daß sie gerade die ersten seyn sollten, mit denen er in Umgang treten wollte. Auch das Fräulein schien Interesse an der neuen Bekanntschaft zu nehmen. Was er in diesem Hause fand, ist besser von ihm selbst zu hören: denn man hört dann auch, wie er's fand. Folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihm und seinem Freunde auf der Rükkehr. Moritz war

sehr lustig gewesen und war es noch. Er begann, als sie im Freyen waren:

Nun — wie hat dir Adelheid gefallen?

F. Ein treffliches, treffliches Mädchen!

M. Nicht wahr —? Schön, wie eine Grazie —

F. Und Geist, Witz, Feinheit, Gewandheit —

M. Nicht wahr —? und Munterkeit, Delikatesse, Welt —

F. Du scheinst dich sehr für sie zu interessieren —

M. Wer thäte das nicht?

F. Und sie für dich?

M. Wie für die ganze Welt: nicht um ein Haar mehr!

Ferdinand schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

F. Ich wünschte, du wärest ganz aufrichtig —

M. Das bin ich — wahrhaftig! Es gab eine Zeit, wo ich mir mehr wünschte: aber

ich sage, daß sich nichts unter uns machen wollte, und da lasse ichs denn auch so gut seyn. Sie thut dasselbe —

F. Ich kann mir nicht einbilden, daß ein Mädchen wie sie, in einem Hause, wo, wie ich sehe, so viel Gesellschaft gehalten wird, noch frey seyn sollte —

M. Dafür glaub' ich stehen zu können —

F Viel gewagt!

M Gar nichts! Alles mag ein kluges Mädchen verbergen können: aber nur kein liebendes Herz! Und wenn sie es vermöchte — Ferdinand, ich kenne die Herrchen alle, die um sie her schwärmen: wahrhaftig, wäre Einer darunter, der ihr Herz besäße — Er wüßte das Kleinod nicht zu verbergen — Ja, ich will a priori demonstrieren, daß sie keinen von ihnen liebt —

F. Das heiß' ich ein Wort im Geist des Zeitalters — alles a priori —!

M. Ich meyne nur so: Ein Mädchen, wie Adelheid, kann unter allen den Fentchens

keinen lieben, weil — es Fentchens sind, und sie ein hohes Mädchen — Sieh', eben weil sie noch frey, ganz frey ist, interessiert sie sich für alle gleichmäßig, oder, was auf Eins hinaus läuft, für keinen recht!

F. Im Vertrauen — dies Betragen gefällt mir nicht ganz.

M. Hm, gleichfalls im Vertrauen — sie sollte sich für Einen interessieren, meynst du —

Ferdinand erröthete, Moritz fuhr munter fort:

Und der Eine wärest du —!

F. Du bist heute in sehr guter Laune —

M. So ists! Nunu, laß es gut seyn: was zwischen Euch nicht ist, kann vielleicht werden. Freylich — im Ernst gesprochen — schwer genug wird sie es ihrem lieben Zukünftigen machen, ehe er nur weiß, woran er ist, denk' ich. Sie übersiehet in Geist und Gewandheit uns alle: es muß ihrer kleinen Eitelkeit freylich schmeichelhaft seyn, so eine Schaar dienstbare Geister um sich zu haben

und in Athem zu erhalten. Und das versteht sie — zur Bewunderung versteht sie's! Gabst du beym Spaziergang darauf Achtung? Der F — zum Beyspiel, der schon glaubte im Hasen zu seyn — wie säuberlich wurde er wieder in die hohe See getrieben! Und da der Herr ein unwirsch Gesicht darüber machte, so begann sie so freundlich: täuscht mich mein Geruch nicht, so giebt es hier Veilchen — Was wollte er machen? Er mußte suchen, fand die Blümchen, brachte sie; und das Mädchen hatte die schönste Gelegenheit, ihm so angenehm zu danken, daß er wohl wieder freundlich aussehen und geduldig an ihrem Triumphwagen weiter ziehen mußte —

F. Ja ja, es mag das zu bewundern seyn: aber noch einmal — es gefällt mir nicht!

M. Weil sie sich für Einen interessieren sollte, und der Eine —

F. O schweig —!

M. Das laß' ich wohl bleiben! Treibe doch deinen Fuchs nicht so gewaltig an, Fer-

dinand; das arme Thier ist ganz durchhizt: wir kommen noch früh genug nach Hause! — Also — ich sag' es noch einmal, ein solches Mädchen zur seinigen zu machen, ist schwer: aber, Ferdinand, wenn es auch dann gelungen ist —! Geist, Geist — das bleibt doch immer und ewig die Hauptsache — es versteht sich: mit gutem Charakter und nicht widerlich gebildetem Körper verbunden! An Schönheit, Reichthum und alles Andere gewöhnt sich der Mensch, und leider nur allzubald: aber wie kann er sich an Etwas gewöhnen, das immer in neuen Farben spielt? immer erhöhet wird? — Geist bey dem einen Theil, Geistlosigkeit bey dem andern — das macht die einzig wahren Mißheyrathen. Ferdinand, ich habe hier Erfahrung: Nichts in der Welt kann den Mangel daran ersetzen, nichts aber auch den Besitz desselben zu theuer erkaufen. Selbst das Glück, von einem Weibe mit wahrhaftig gutem Herzen, aber ohne Geist, sich geliebt zu sehen, wird gar bald zu einem „sich lieben lassen" — und wenn das Weib schön wie Helena, und gut wie die heilige Cäcilia wäre. Selbst die Freuden des sogenannten höchsten Liebesgenusses hören auf wah-

re Freuden zu seyn, wenn die Grazien nicht ihren Schleyer über sie werfen — jenen magischen Schleyer, durch den das Auge getäuscht wird, um einer schön gebildeten Phantasie Spielraum und Anregung zu verschaffen; durch den das Gedächtnis betrogen wird, um den Geschmack zu befriedigen; durch den der Sinnlichkeit gesteuert wird, um den Sinn für Schönheit zu entzücken. Wohnt dieser Geist bey Einem Theile und nicht beym andern: so giebt's nur allzubald Gleichgültigkeit, Kälte, Langeweile — die zwar aus Höflichkeit, oder Gutmüthigkeit, oder aus einer Art wohlwollenden Mitleidens möglichst verborgen wird: aber — — Rede mir nicht ein, lieber Ferdinand: wahrhaftig es ist so.

Ferdinand schwieg und sahe nach dem Abendstern, der so eben herrlich aufging. Der muntere Freund fuhr fort:

Siehest du doch so schmachtend nach dem lieben Stern hin! Aber, Freund, keine solche düstre melancholische Miene, wenn du nach der Schutzpatronin aller Verliebten siehest! Warum wolltest du auch düster seyn? Aufrich-

tig — bemerktest du den schönen vollen Blick nicht, den Adelheid dir zuwarf, als wir um die Ecke der Kastanienallee gingen, und ich von der Hochzeit erzählte, die du neulich zwischen zwey armen guten Liebesleutchen unter deinen Unterthanen gestiftet, und die du durch deine Mildthätigkeit so glüklich gemacht hättest? Das war der Wohlthäter — sagte dieser Blick, obgleich ich dich nicht genannt hatte —

F. Du bist sehr scharfsichtig!

M. Quantum satis, Herr Bruder! Ich denke, unser Herregott gab Einem die Augen zum sehen. Und dann in der Laube, als du mit ihrem weggelegten Handschuh, in Gedanken verlohren, tändeltest — —

F. Still, still! Wenn du auch recht gesehen hättest: was wäre es anders, als — mit dir zu reden — auch mich an ihren Triumphwagen zu spannen und mit den Andern gleichmäßig weiter ziehen zu lassen?

M. Höre, Ferdinand — du bist verliebt: also entsezlich bedenklich. Wenn ich auch aus

allen diesen Kleinigkeiten nichts weiter schließen wollte, als was du so eben daraus schließest: so habe ich doch noch Etwas weggespizt, was mir offenbar mehr Gehalt zu haben scheint —

F. Was —?

M. Du gingst einmal — eben in der Kastanienallee war es — mit dem Herrn von U — gleich hinter ihr, und führtest mit ihm ein besonderes — ich weiß nicht welches Gespräch. Da sahe ich sie unruhig, fast verlegen; zu deutsch: sie besorgte, auf dich zu wenig Eindruck gemacht zu haben, dich nicht genug zu interessieren, nicht genug zu unterhalten — —

F. Das ist alles?

M. Alles: aber auch genug. Denn nähme sie an dir nicht näheres Interesse, als an den Schmetterlingen um sie her, so hätte sie ganz ruhig gedacht: schwazt immer, sondert euch immer ab: ihr sollt euch gelegentlich schon wieder nähern*) — —

---

*) Falsch geschlossen — ruft vielleicht hier der eine oder andere Leser aus: und rief er's nicht, so thue ich es.

Die beyden ehrsamen Ritter kamen jezt an den Ort, wo sich ihre Wege schieden. Ferdinand hielt sein Pferd an und faßte mit Innigkeit seines Freundes Hand —

F. Höre, Moritz — warum sollt' ichs leugnen: Adelheid kann mir sehr theuer werden —

M. Ist es schon, und mit Recht —

F. Was glaubst du, daß ich in der Sache zu thun habe?

M. Vorerst nähere Bekanntschaft zu machen, also fleißig dort seyn. Da muß sichs denn bald ergeben, ob man von dir noch engere Annäherung wünscht. Findest du dann wirklich in dem Mädchen, was du vielleicht jezt ahndest und schwärmst und wünschest: nun so treibst du, offen und rasch, deine Sache so weit als möglich —

F. Aber — —

M. Aber hin und her, du Verliebter! Muth gefaßt und Glauben an sich selbst. Wenn des Menschen Verstand und Herz einstimmig handeln, so möcht' ich wissen, was er nicht durch-

setzen könnte! — Noch Eins — wie gefielen dir die Aeltern?

F. Sie scheinen ehrliche, ganz gute Leutchen zu seyn: weiter aber auch nichts —

M. So ists! Gute Nacht! —

Ferdinand war wirklich von der schönen Adelheid gefangen. Sein Geist brütete unaufhörlich über den Gedanken, wie glücklich ihn der Besitz eines solchen Mädchens machen könnte, und wie es möglich zu machen sey, über sie das nehmliche Kettchen zu werfen, von dem er sich umschlungen fühlte. Moritzens Rath, fleißig dort zu seyn, wurde genau genug erfüllet. Ferdinand bemerkte bald — was Aeltern und Tochter nicht verbargen —: man wünschte seine engere Annäherung. Er war entzükt: aber ruhig war er nicht. Welcher Liebende wäre das? Giebt's kein Glück ohne Seelenruhe, so ist Liebe keines. Aber Ferdinand hatte noch besondere Ursachen zur Unruhe.

Heute traf er das Mädchen in der heitersten, lustigsten, schökerhaftesten Laune von der Welt; Gelegenheit allein zu seyn vermied sie wenigstens nicht; ihr Witz war unerschöpflich, ihre kleinen burlesken Einfälle bezaubernd, ihre flüchtigen Neckereyen für Ferdinanden aufmunternd —: heute, heute schien er ihr ein Geständnis thun zu müssen. Wie behutsam, wie gerührt lenkte er darauf ein: aber Adelheid schien sein Ziel zu erblicken, ehe er noch den Weg dahin angetreten hatte — sie lauerte ihm irgend ein Wort, irgend eine Wendung ab, an welche sich ein anderer, als Ferdinands, Sinn binden ließ, und zog den unwilligen Liebhaber mit so leichter, sanfter Gewalt wieder ins alte Geleis, daß er nicht wußte, wie ihm geschehen war, als er sich meilenlang von seiner erwählten Bahn befand. Nun ward er unmuthig, oder doch traurig. Das ließ die Zauberin sich nicht anfechten; sie schwazte vielmehr so viel Freundliches in ihn hinein, scherzte immer unbefangener und traulicher mit ihm, bis sie ihn unvermerkt wieder in den ersten muntern Ton hinaufgestimmt hatte. Aber ehe sichs der gute Ferdinand versahe, befand er sich nun auch, durch ihre unbemerkte Leitung — damit er

von den erneueten Kräften keinen Gebrauch machen möchte — mitten in der Gesellschaft ihrer Aeltern oder anderer eben anwesender Bekannten. Ferdinand kam nicht aus dem rosenfarbnen Dämmerlichte, de sie um ihn her verstreuete, bis er des Abends wieder in seine Einsamkeit zurükkam.

Wie unwillig war er dann oft! wie finster! Er nahm sich wohl gar vor, nicht wieder hinzugehen. Aber wie hätte er einen Vorsatz ausführen können, gegen den nicht nur sein volles Herz, sondern auch sein bestochener Verstand sprach? Auch Gründe für sein Nichtwegbleiben wußte sich Ferdinand anzuführen. Noch weiß sie ja deine Gesinnungen nicht bestimmt — sagte er; wie leicht ists möglich, daß sie dich auch für so einen tändelnden, liebelnden, süßlichen, in sich selbst verliebten Anbeter hält, wie sie deren eine so feine Zahl, zur heilsamen Nahrung ihres Witzes, um sich hat! Kann ich es ihr verdenken, wenn sie von diesen plaudernden Figuren, nicht männlichen nicht weiblichen Geschlechts — auf alle Männer, auch auf mich schließet, bis sie mich genauer

kennet und ich offen und frey mit ihr gesprochen habe? Ist es nicht Auszeichnung genug, daß sie mir wenigstens ihre Ironie, ihre Satyre, und wie die Geißeln alle heißen, mit welchen sie die Herren zuweilen so arg zusammennimmt — nicht zu fühlen giebt? Nein, erst ein offenes Geständnis: dann ein fester unwandelbarer Entschluß! —

Er ritt also in einigen Tagen wieder hin. Heute hatte Fräulein Adelheid so gar keine Aehnlichkeit von — sich selbst. Sie war allein — war so weich, so schwermüthig, so sanft, so heimlich — Jezt oder nie, dachte Ferdinand. Aber indem ers dachte, war von ihr ein so interessantes und gleichwohl auf die Sprechenden selbst so gar keinen Bezug habendes Gespräch angeknüpft; sie führte es mit so viel Innigkeit und Traulichkeit fort; nahm bey manchen empfindungsvollen und edeln Aeußerungen Ferdinands so warm, so wohlwollend seine Hand; theilte ihm sogar mancherley aus der Geschichte ihrer Familie und ihrer selbst mit —: aber das alles auf eine gewisse unbeschreibliche Weise, die es Ferdinanden schlechterdings unmöglich machte, von dem Zustande

seines Herzens offen mit ihr zu sprechen. Sie zog seinen Geist so kräftig in die Höhen des Allgemeinen, daß in solchen Minuten ihm selbst, was in ihm vorging, egoistisch, klein und niedrig schien. Die Weise, mit der sie das that, kann ich nicht schildern, eben weil das Unbeschreibliche — unbeschreiblich ist. Ferdinand war so glüklich, so lange er um sie war; und so unglüklich, als er sich wieder einsam sahe! —

So ging es fast ein langes langes Halbjahr hindurch. Der bescheidene Liebhaber fand seine Gebieterin so selten allein; und auch dann — bald in der beschriebenen Lustigkeit, bald in der angedeuteten Wehmuth; bald ließ sie sich von einer ernsthaften Unterhaltung über irgend eine Wissenschaft, bald von einer schökerhaften über irgend eine neue Mode nicht abbringen; bald bestand sie darauf, daß er ihr heute Etwas auf dem Klavier spielen, bald, daß er ihr Etwas vorlesen müsse; auf dem heutgen Spaziergang war es ihr unmöglich, sich auf Etwas, als auf die sie umgebende Natur, einzulassen, auf dem morgenden war ihr die Gesellschaft ihrer Mutter unentbehrlich.

In der grösern Gesellschaft schien sie heute nur für Ferdinand Auge und Ohr zu seyn; morgen war sie gegen ihn nur artig und höflich, wie gegen jeden jungen Herrn. Ferdinands sehnsüchtiges Gemüth fühlte sich so immer näher angezogen, und doch auch immer gewaltsamer zurükgestoßen. Er versank in Schwermuth und Düsterheit, die Kraft seines Geistes ward gelähmt, gebrochen: er konnte nicht einmal den Gedanken mehr fest fassen, sie zu verlassen. Das Geständnis seines Gemüthszustandes, das tausendmal auf seinen Lippen schwebte, verkroch sich, nun immer mehr verschüchtert, allezeit wieder ins gepreßte Herz. Seine blühende Gesichtsfarbe erbleichte, seine feurigen Augen wurden matt, seine Gesundheit litt.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin" —

Der wackere Moritz that alles Mögliche, seinen Freund zu zerstreuen, und ihn von einer Verbindung loszureißen, die so unglüklich geworden war. Er that das um so mehr, da er sich selbst vorwerfen mußte, sie veranlaßt zu haben. Aber seine Bemühungen waren vergebens. Mit vielfacher Mühe brachte er Fer-

dinanden endlich dahin, um sich nicht ganz zu Grunde zu richten, offen und frey mit Adelheit zu sprechen, ohne erst eine besondere Gelegenheit abzuwarten. Das versprach er denn endlich und hielt es.

Es war einer der düstern Wintertage, die so doppelt schwer und traurig über Ferdinands Vaterlande hängen — als er in der schwermüthigen Laune, welche nun schon in sein ganzes Wesen verwebt war, zu Adelheid ritt, fest entschlossen, es zu einer bestimmten Erklärung zu bringen, möchte auch die Gelegenheit so unbequem seyn, als sie wollte. Er fand das Mädchen allein. Ihre Aeltern besuchten einen benachbarten Edelmann. Ihre Einsamkeit selbst und die seinige waren der Inhalt ihres Gesprächs. Ferdinand klagte über die seinige. Adelheid bemerkte vielleicht, wohin der Eingang führen könne; sie meynte, die ihrige sey ihr eben nicht peinlich.

Bin ich doch nicht einmal so ganz einsam —

sagte sie freundlich lächelnd;

Sehen Sie — hier Bücher, dort ein Klavier; hier meinen muntern Lilli, der mir gute Laune zu machen bemühet ist, und mit dem ich mich zanke und wieder aussöhne, dort meinen Kanarienvogel, der auf mein Locken zu mir kömmt und mit mir spielt. Zuweilen kömmt denn auch eine Freundin oder ein Freund, wie heute. Und überdies sind meine Aeltern selten in einer Gesellschaft, an der ich nicht theilnehmen mag — —

Ferdinand fragte, ob sie nicht, aller der todten und lebendigen Unterhalter ungeachtet, zuweilen das Bedürfnis einer andern Art des Umgangs, als diese ihr gewähren könnten, fühle? Er fragte das mit innigster Rührung: eine Thräne drängte sich in seine Augen. Adelheid blikte ihn mit wehmüthigem Lächeln an und sagte:

Lieber Freund — man muß seine Wünsche beschränken lernen, um sie befriedigt zu sehen.

F. Fräulein, Sie gehen mit sich selbst nicht aufrichtig um, wie viel weniger mit mir —

A. Warum nicht? Ich versichere Sie, daß ich das thue.

F. Sie sollten wirklich in jenen Beschränkungen sich wohl gefallen, wohl befinden, sich selbst genügen?

Mit leichtem wehmüthigen Achselzucken antwortete Adelheid:

Ach ja —!

Ferdinand faßte mit heftiger Bewegung ihre Hand:

Fräulein, ich glaube Ihnen nicht —

A. Das thut mir leid —

F. Wenigstens kann ich Ihnen hierin nicht gleichen — Adelheid, weil — —

Sie fiel schnell ein:

Weil Sie noch zu viel von den Menschen hoffen!

Er fuhr lebhaft fort:

Nein, nein, weil ich — —

Nochmals fiel sie ein:

Weil Sie deshalb Ihre Wünsche nicht beschränken und also nicht zufrieden, nicht glüklich werden wollen —

Ferdinand sagte mit tiefster Wehmuth:

Was ist Zufriedenheit? was ist Glück?

A. Der Zustand, frey von Kummer und Schmerz zu seyn, glaub' ich —

sagte sie scharf accentuiert.

F. Und gar nichts Positives? gar nichts Wirkliches? nur Ermangelung? nur Leere?

A. So mag's wohl seyn! Freund, nehmen Sie meinen Glauben an —

F. Das mag der im Stande seyn, der kein Gut kennet, welches ihm jenes Wirkliche gewähren könnte! Ich kann es nicht: ich kenne dies Gut. Adelheid, Sie — ich liebe Sie! —

Adelheid drükte sanft seine Hand und sagte mit weit wohlwollendern Blick und Ton, als Wort:

Das hat man mir schon so oft in allerley Wendungen gesagt, und — ich habe es nie bestätigt gefunden! —

Ferdinand wollte sich gekränkt von ihr losreißen: sie hielt seine Hand fest und zog ihn wieder näher an sich. Nach einer Pause fuhr er fort:

Ob ich wohl dies Mistrauen verdiene —? Wohl, ein guter Mensch hat nie Mistrauen ohne Gründe: was haben Sie für welche?

A. Keine, so wie ich kein Mistrauen gegen Sie hege. Weg mit den schwarzen Bildern, mein theurer Freund! Ich glaube Ihnen, Sie sprechen, wie Sie jezt fühlen!

F. Und wie ich ewig fühlen werde!

A. Sie haben noch nicht ewig gelebt —!

F. Adelheid, das war hart.

A. So thut mir's leid: es sollte dies wahrhaftig nicht seyn.

F. Sie fürchten also — —

A. Ich fürchte nichts, weil ich wenig hoffe —

F. So spricht wenigstens in Ihrem Herzen gar nichts für mich —

A. Ich schätze, ich achte, ich ehre Sie als einen meiner besten, theuersten Freunde — —

F. Nein, ich kann die Spannung, die mich vernichtet, nicht mehr ertragen; ich mag auch meine Zuflucht nicht hinter doppelsinnige Worte nehmen: es muß vom Herzen — Adelheid, wollen Sie meine Gattin werden? Adelheid, wagen Sie es mit mir! Beym allwissenden Gott, ich bin kein schlechter Mensch! —

Erblassend, fest und starr die Augen, in denen eine Thräne schwamm, auf Ferdinanden gerichtet, seine Hand an ihrem Herzen, antwortete Adelheid:

Sie sind ein vortrefflicher, edler Mann, das weiß ich, das glaub' ich zuversichtlich und fest: aber ich wage keine beträchtliche Veränderung meines Schikfals, die von mir abhängt — seitdem ich wenig mehr hoffe, wenig mehr wünsche — —

Also gänzliche Verweigerung —!

rief Ferdinand in heftiger Bewegung und wollte sich nochmals losreissen. Sie hielt seine Hand geängstet noch fester, und sagte gleichsam durch sich selbst übereilt:

Nein —! —

Nein? nein —?

fiel Ferdinand mit hoher Freude ein;

also doch Hoffnung? —

Wie zu sich selbst zurükkommend hielt sie schnell ein und sagte mit einiger Heftigkeit:

Hoffen Sie nichts: es soll schreklich seyn, gehofft zu haben, und dann doch vielleicht getäuscht zu werden.

Sehr sanft sezte sie hinzu:

Ueberlassen Sie sich ruhig dem Schiksal, wie ich es thue — —

F. Ich bin ein Spiel in Ihrer Hand: was wollen Sie aus mir machen?

A. Meinen lieben, lieben Freund!

F. Adelheid, bin ich das nicht?

A. So will ich Sie dabey erhalten! Kommen Sie zu mir, so oft Sie wollen; hören Sie? so oft Sie nur immer wollen! Wir wollen öfters allein seyn, wenn Sie es wünschen. Ich denke, Sie werden bey näherer Betrachtung an mir unbeträchtlichem Mädchen bey weitem das nicht finden, was Ihnen vielleicht jezt

Ihre liebe Phantasie vorspiegelt; oder auch von anderer Seite — Sie werden, wie es uns so oft gehet, bey näherm Betrachten mehr entdekken, als Sie zu finden wünschten!

F. Adelheid — Sie lieben einen Andern!

A. Nein! —

Der leidenschaftliche Mann begriff das Mädchen noch immer nicht: und konnte man es von ihm in dieser Stunde verlangen? Nicht ohne Heftigkeit sagte er:

Ich begreife Sie nicht —! Ich habe Ihnen ohne Rükhalt mein Inneres vorgelegt — Leben Sie wohl!

A. Ich habe dasselbe gethan — Sie sind so unruhig — Jezt müssen Sie bleiben!

F. Haben Sie das wirklich, so muß ich um so eher fort. Lassen Sie mich! —

A. Jezt nicht; in dieser Stimmung durchaus nicht! Thun Sie in Zukunft, was Sie wollen; betrüben Sie mich sogar durch Entfernung; kränken, hassen Sie mich: ich will schweigen, will nicht klagen, mich nicht beschweren: nur jezt lasse ich Sie nicht von mir! O ich kenne den Blick —! Ich kenne dies Zittern —! — —

Indem kam ein Wagen in den Hof gerollt. Adelheids Aeltern kamen zurück. Das Mädchen hatte Gewalt genug über sich, die heftige Bewegung, in welcher sie war, zu unterdrücken, und mit der gewohnten Munterkeit ihren Aeltern entgegen zu gehen. Ferdinanden gelang das nicht so ganz. Adelheid wußte aber die Aufmerksamkeit der guten Alten so von ihm abzulenken, daß Ferdinand Zeit bekam, gleichfalls ein ruhiges Aeussere an sich zu erzwingen. So blieb er noch ein Stündchen da.

Als er aber des Abends in seine Einsamkeit zurükgekehrt war —: in welchen Kampf sich selbst widersprechender Gefühle und Ideen wurde er da verwickelt! Wie grübelte, wie deutelte er an Adelheids Benehmen! Wie brütete er über einzelnen Aeußerungen derselben, ohne vielleicht das Ganze übersehen, beurtheilen — zu können, oder zu wollen: Er liebte — also behielt von allen in ihm aufgeregten Geisteskräften die Phantasie endlich die Oberhand. Und diese Zauberin, welcher das Herz die Farben reichte, mahlte so lang, so sorgsam, so dichterisch an der Scene, bis alles Vorgefallene Ferdinanden in dem Lichte einer schönen Abends-

wolke, zusammengesezt von weiß, grün und ro-senfarb — erschien.

Unter den lieblichsten Träumen schlummerte er ein. Aber einige Stunden Ruhe hatten das liebliche Wölkchen vertrieben. Seine Gedanken über Adelheids Benehmen blieben dieselben: aber seine Gefühle blieben es nicht. Er versank in eine schwermüthige ermattende Laune; schlich im Hause herum, nahm das, nahm jenes vor, und wußte selbst nicht, was er wollte. Da besuchte ihn sein treuer Moritz. Ferdinand erzählte seinem Freunde den gestrigen Vorfall, und theilte ihm seine Gedanken und Entschließungen darüber mit. Moritz schüttelte einmal über das andere den Kopf.

Schon hundertmal —

sagte er;

habe ich bereuet, dich in dein Hause bekannt gemacht zu haben: und nur meine gute Absicht — dir Zerstreuung zu machen und dadurch deine Gesundheit und Heiterkeit zu erhalten — spricht mich bey den bittern Vorwürfen meines Herzens frey. Nun aber

bitte ich dich, bey aller Freundschaft, die du jemals für mich hattest — jezt laß das Mädchen! —

F. Warum? —

M. Warum —? Die Frage ist mir, nach diesem Vorfall, unerwartet! Ich dächte, das bedürfte keiner langen Auseinandersetzung. Auch möchtest du diese jezt nicht wohl tragen können.

F. Gieb mir deine Meynung, kurz und bestimmt!

M. Hier hast du sie: Wäre Adelheid nicht das Mädchen von so viel Verstand, von solcher Festigkeit des Charakters u. s. w.: so würde ich sagen, sie verrieth gestern Schwäche und übertriebene weibliche Aengstlichkeit *). Aber da sie das ist, was sie ist; da das also nicht möglich seyn kann: so glaube ich — vergieb mir Ferdinand, ich will es so mild ausdrücken, als ich kann — sie spielt ihre Person.

---

*) Ferdinand hatte Moritzen nur ein flüchtiges kleines Bild der gestrigen Scene entworfen — kein so detaillirtes, als wir unsern Lesern mitgetheilt haben.

Ferdinand fuhr auf: Moritz suchte ihn zu beruhigen. Der Liebhaber versank dann in stilles Nachdenken. Endlich rief er aus:

Nein, Moritz — wahrlich, du irrest! Bedenke — in solcher Stunde — das wäre Bosheit!

M. Oder ungeheure Eitelkeit Ich glaube das Lezte. Werde nicht von neuem unwillig; ich glaube es wohl, daß du jezt nicht aufgelegt bist, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Laß mich also nur das hinzusetzen. Mag der Grund ihres Benehmens seyn, welcher er will; mag es zusammenhängen, wie es will: so leuchtet doch das hervor — sie liebt dich nicht. Du aber liebst sie. Hier ist also nichts zu rathen, als Trennung.

Ferdinand versank von neuem in stilles Nachdenken, dann sagte er:

Nun höre auch, wie ich von ihr denke. Sie hat ehemals geliebt, und unglüklich —

M. So scheint es auch mir —

F. Und zwar von der Seite unglüklich, daß ein Unwürdiger ihre Liebe an sich riß und betrog — —

M. Das mag wohl so seyn —

F. Daraus hat sich eine Art — nicht von Haß, aber von tiefem Mistrauen gegen alle Männer in ihrer Seele festgesezt. Die Menge der Huldigungen, die sie von allen Seiten empfängt, vermehrt dies Mistrauen, macht die Männer in ihren Augen verächtlich, und giebt ihr zugleich Gelegenheit, ihr gekränktes Geschlecht, für ihr Theil, an den Unterdrükkern zu rächen — —

M. Auch das mag seyn: aber, lieber Ferdinand — —

F. Nenne mich, wie du willst, ich muß dir gestehen, daß sogar dies tiefe Mistrauen, dies stete ängstliche Wachen über sich selbst, diese alles weit vorausseheude Behutsamkeit gegen die Männer — sie in meinen Augen noch interessanter macht. Laß mich ausreden — Ein mittelmäßiger Geist, ein weniger vollendeter, weniger in sich selbst gegründeter Charakter wäre dazu gewiß nicht fähig! Und, Moritz, der Mann, den doch endlich dies Mädchen liebte; der endlich als Gattin sie sein nennen könnte — sag' selbst, wie selig müßte der seyn! Wie müßte sie aus ihm machen, was sonst nichts aus ihm machen könnte! Wie würde sie alle seine edelsten Kräfte erheben,

indem er, um ihrer würdig, um ihr ähnlich zu werden — sie alle aufböte! Moritz, es ist nicht Schwärmerey: tief und fest fühl' ich, was an ihrer Seite aus mir werden könnte — —

M. Gut, gut, lieber Freund! Laß uns aber jezt in unserm vorigen Gespräch fortfahren — Wenn ich dir auch das alles zugebe: so sehe ich doch noch nicht ein, was daraus für dich vortheilhaftes folgt — kaum Etwas zu ihrer Entschuldigung.

F. Ich denke also: ihr Verstand sagt ihr — laß die Männer: ihr Herz widerspricht. Um beyden einigermaßen Genüge zu thun, hat sie sich das System erbauet, sie sämmtlich zu dulden, und so viel Unterhaltung aus ihrem Umgange zu ziehen, als sie gewähren können. Und so wird es bleiben, bis einmal das Herz die Oberhand gewinnt.

M. Und du hoffest, daß das jezt durch dich geschehen werde? Ferdinand, sie gab dir keine Hoffnung — —

F. Weil sie noch nicht fest entschlossen war. Denn war hier Hoffnung geben, nicht — sich selbst mir ganz übergeben? Und dann — wie hielt sie mich zurück —? Ich rede

nicht von der Gewalt, als ich mich losreißen wollte: das konnte weibliche Aengstlichkeit über die Stimmung, in welcher ich sie verlassen wollte, seyn: aber als ich von abschläglicher Antwort sprach, ihr Nein — Moritz, ihr Nein! —

M. Lieber Ferdinand — wenn du es auch nicht duldest, daß ich dies Nein einer angenommenen Rolle zuschreibe: konnte es nicht eben so gut, als jenes Zurükhalten, Aengstlichkeit seyn? Konnte sie nicht dem so heftig aufgereizten Mann nur ein Spielzeug hinwerfen wollen, um ihn von gewaltsamen Entschließungen abzuhalten?

F. Um dich hier zu widerlegen, müßte ich dir den Ton, den Blick, die Miene mahlen können, mit denen es gesprochen wurde —

M. Allerdings entscheiden diese mehr, als das Wort. Sie sind die Worte ohne Buchstaben, die unmittelbar aus dem Herzen kommen und zu Herzen gehen. Aber — überlege selbst: warest du wohl in der Situation, um auf diese Dinge genau merken, und sie vor den unpartheyischen Richterstuhl der Vernunft und Erfahrung ziehen zu können? —

F. Kalter Mensch — noch jezt sehe ich den Blick, höre ich den Ton — —

M. Wie ihn deine Phantasie nachher ausgebildet hat! —

Ferdinand wurde nochmals ungeduldig. Nach einigen Zwischenreden fuhr er fort:

Und wie nun, wenn das — ich will zugeben übertrieben behutsame Mädchen gerade hierin mich auf die Probe stellen, gerade hieran das Ausharren meiner Liebe versuchen wollte? — —

So stritten beyde sich noch einige Stunden, jeder über seine Meynung, ohne daß Einer den Andern zum Proselyten der seinigen hätte machen können — wie es zu gehen pflegt, wenn der Eine nur das Herz, der Andere nur den Verstand befragt. Freylich mußten auf diesem Wege beyde irregehen.

Das Ende dieses Gesprächs war, daß Ferdinand bey seinem schon vorher gefaßten Entschluß blieb — noch einen Monat lang sein Verhalten gegen Adelheid nicht zu ändern, dann noch einmal sie zu einer bestimmten Antwort zu drängen: und wenn diese gegen seine Wünsche ausfallen, oder auch wenn sie ver-

weigert werden sollte, sie nie wieder zu sehen. Das leztere versprach er Moritzen auf dessen anhaltendes eindringendes Bitten.

Der Monat verging. Adelheid betrug sich ganz wie vor jenem Gespräch. Der Zufall wollte, daß er sie fast nie allein sprechen konnte. Sie war die Artigkeit, Gefälligkeit, Freundschaftlichkeit selbst: aber sie war es gegen Ferdinanden nicht ausgezeichnet. Da sein Geist immer um Adelheid und in Hoffnungen oder Besorgnissen schwebte: so war er außer Stande Etwas zu arbeiten, und gar manches Gute, das er zum Seegen seiner Unterthanen begonnen hatte, fing an einzuschlafen. Es blieb ihm das nicht unbemerkt. Er war unwillig, bitter, aufgebracht über sich selbst: aber er änderte es nicht.

An einem trüben stürmischen Februartage, trüb und stürmisch wie seine Seele — ging er ins Freye. Als er vor einem seiner Gesinde *) vorbeyging, kam ein Weib heraus,

---

*) In Ferdinands Vaterlande giebt es keine Dörfer. Jeder Bauer wohnt mit seiner Familie in einem Häuschen, das, nebst den etwannigen Wirth-

weinte und rang die Hände. Die darin wohnende Familie kannte Ferdinand als eine der besten auf seinen Gütern.

Was fehlt dir?

fragte Ferdinand —

Ach Herr —

sagte sie;

mein Sohn — mein armer Sohn! —

Was ist ihm wiederfahren?

fragte Ferdinand weiter. Schüchtern antwortete das Weib:

Ach, wenn du hereinkommen und es selbst sehen wolltest —! —

Ferdinand ging hinein. Der alte Vater stand vor dem Lager des erwachsenen wimmernden Sohnes, und wusch ihm den Rücken mit Branntwein, indem Thränen der heftigsten Erbitterung und des innigsten Grimms seine gelben eingefallenen Wangen herabliefen. Die Tochter, ein sehr hübsches Mädchen von ohn-

---

schaftsgebäuden — einzeln auf den Feldern stehet, die er anbauen muß. Jede solche Einer Familie anvertrauete Wirthschaft heißt ein Gesinde.

gefähr sechszehn Jahren, stand dabey und rang in stummer Verzweiflung die Hände.

Was giebt's denn hier?

fragte Ferdinand.

Nichts weiter als einen unschuldig bluten den Bauer —

antwortete der Alte mit vor Wuth halberstikter Stimme;

Da siehe her — dein Amtmann hat den Sohn so zerschlagen lassen, weil er in dieser Nacht nicht alles hat dreschen können, was ihm aufgegeben war: denn er hat das kalte Fieber. Das Mädchen da ringt die Hände, weil sie weiß, daß sie Schuld ist. Des Amtmanns Bruder sahe das unschuldige Kind, und wollte es mit in die Stadt nehmen. Die dummen Aeltern wollten nicht — Nun freylich müssen sie jezt die Folgen ihrer Dummheit tragen — —

Warum kommt ihr aber nicht gleich zu mir —?

fragte Ferdinand —

Herr, wir dürfen dir ja nichts mehr klagen —

antwortete der Alte;

du lässest uns nicht mehr vor dich, oder du vergissest, was wir dir geklagt haben. Dein Amtmann sagt, du hättest endlich einsehen lernen, daß wir alle widerspenstige Schurken wären — —

Kein Donner hätte Ferdinanden so erschüttert, als dies Wort des alten Mannes. Er drükte ihm ein Stück Geld in die Hand. Der Alte legte es auf den Tisch:

Das macht meinen Sohn nicht gesund — sagte er. Ferdinand versprach schnelle Untersuchung der Sache, und mußte sich entfernen, denn zentnerschwer lag es ihm in dieser Hütte auf der Seele.

Was für ein elendes nichtsnüzziges Geschöpf dist du durch diese zermalmende Leidenschaft geworden —

rief er aus;

Wie schändlich liegt jezt alles, was deinen Geist sonst veredelte und dich und Andere beglükte! Wie erstorben ist dein Herz für das alles! — Wie will das enden? — Nein, so kann, so soll es nicht bleiben! Ich will mich aufreissen. Es soll zu einem Ende —

zu irgend einem! Eine Verbindung mit Adelheid ist mein Glück — nicht nur die Leidenschaft, auch die Vernunft sagt mir das. Ein Thor thut auf ein solches Glück Verzicht, ehe er gewiß weiß, es kann und soll dir nicht werden. Aber ein Thor quält sich auch in Zweifeln und Bedenklichkeiten, ehe er es weiß, oder in Kummer und Schmerz, wenn er es weiß. Ich will es wissen — und bald — heute! Und dann feste Maasregeln — ja, das schwör' ich mir selbst und euch, meinen Unterthanen, denen ich so schlecht Wort gehalten habe. Heute — ja, heute noch! Alles, nur nicht dies Geist und Körper zernagende Schwanken, Träumen, Sehnen — —

Eilig ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Adelheids Gute. Man hatte an dem mit Schneegestöber und Sturm wüthenden Tage freylich keine Gesellschaft vermuthet. Adelheids Aeltern waren im Familienzimmer: sie selbst war auf ihrer Stube und hatte Ferdinanden nicht kommen hören. Er blieb eine Weile bey den Alten; bat sie, die Tochter von sei-

nem Daseyn nichts wissen zu lassen, sondern sie auf ihrem Zimmer überraschen zu dürfen. Festen Schritts stieg er die Treppe hinauf, mit Begeisterung ging er über die Gallerie. Als er nun aber an der Thür stand und öffnen wollte: da überfiel es ihn auf einmal mächtig —

„Diese Stunde entscheidet über dein ganzes „Leben!“ —

Mit Eins stand das glühend in seine Phantasie geschrieben. Ein fieberhaftes Zittern überfiel ihn. Er stand wohl eine Minute. Dann trat er gefaßt ein.

Adelheid saß in einer schwermüthigen Stellung und las vertieft. Sie erschrak, sich gestört zu sehen, unterdrükte die Stimmung ihrer Seele gewaltsam, und wollte ein scherzhaftes Gespräch anknüpfen. Auch dem Geübtesten, auch ihr gelang nicht immer der Zwang. Unvermerkt nahmen selbst die gewöhnlichen gegenseitigen Erkundigungen und Höflichkeiten einen Anstrich von Ernst, von Feyerlichkeit, von Wehmuth an — wie, wenn zwey Herzensfreunde sich trennen sollen; in der Abschiedsstunde sich selbst einander verbergen, um sich

die Herzen nicht schwer zu machen; vom Wetter und gutem Wege — des Reisenden sprechen und von dem Gasthofe, in welchem er morgen so gut speisen wird: aber wie durch das alles die Empfindung hindurchklingt: bald, bald hab ich dich nicht mehr! —

Endlich fragte Ferdinand, was sie da läse?

A. Etwas, das ich vielleicht gerade jezt nicht lesen sollte, und doch so gern lese — — Jean Pauls große Loge —

F. Warum sollten Sie das originelle schöne Buch nicht jezt lesen?

A. Aus der nehmlichen Ursache, aus welcher ich zu gewissen Zeiten und in gewissen Stimmungen nicht Harmonika spielen sollte, und vielleicht doch spielen würde — wenn ichs überhaupt verstünde. Keine Musik ergreift, meines Wissens, die Seele so gewaltig, reißt sie so hoch mit sich empor, um sie dann plözlich in die Tiefen der Wehmuth hinabzustürzen. Keiner der neuesten mir bekannten Schriftsteller wirkt etwas Aehnliches in dem Grade auf mich — auf mich, sag' ich, als jener. Und ich will es Ihnen nur gestehen, seit eini-

ger Zeit überrascht mich zuweilen eine Wehmuth — — Lachen Sie mich aus, aber es ist wahr: ich könnte in solchen Stunden bey einem gefälleten Baume, bey einer eingestürzten Mauer und dergleichen weinen — —

Ferdinands Augen standen voll Thränen, als sie mit gesenktem Blicke und leiser Stimme dies sagte. Er drükte ihre Hand an sein Herz — : da raffte sie sich auf, sahe ihm sanftlächelnd ins Gesicht und sezte schnell und mit leichter Tändeley hinzu:

Die jetzige traurige Jahrszeit ist gewiß Schuld daran! —

Das that Ferdinanden sehr wehe. Er ließ ihre Hand und seufzete:

Wohl möglich —! —

Ehe er sich aber besinnen konnte, hatte Adelheid das Gespräch von sich weg auf den Schriftsteller gezogen, dessen Buch sie vor sich hatte. Unter mehrerm, was Adelheid den tauben Ohren Ferdinands so emsig vorschwazte, war auch eine Klage, daß dieser Schriftsteller, der ihr Geschlecht so sehr zu schätzen, so gern erheben zu wollen schien — ihm dennoch, wenn

sie von sich auf andere schließen dürfe, auch oft so wehe thue —*)

Wie das —?

fragte Ferdinand, indem er sich einigermaßen aus seiner Zerstreuung sammlete — Adelheid antwortete:

Theils dadurch, daß er seine Weiber meistens zu so zarten, ätherischen, himmlischen Wesen bildet — wo uns denn das Gefühl drükt: das können wir nicht seyn, und es wäre doch so schön, wenn wir's wären; theils im Gegentheil durch einzelne so harte, einschneidende und schmerzende Bemerkungen über unser Geschlecht — —

Sie gab zu beyden Belege.

Ueberhaupt,

fuhr sie fort;

schreiben die Männer heut zu Tage so viel über uns Weiber, so wenig über sich selbst.

---

*) Adelheid urtheilt, nicht ich. Das verstehet sich zwar von selbst: aber manche Leute verstehen nichts schwerer, als was sich von selbst verstehet.

Ich glaube die Ursache ist — vom leztern: weil sie sich selbst zu genau kennen und daher fühlen, wie schwer es ist, allgemeine Urtheile über ihr Geschlecht zu fällen und durch große kühne Umrisse es ohne Ungerechtigkeit würdig und treffend darzustellen; vom erstern: weil sie unser Inneres, das von kleinan zu verbergen wir durch Andere; das so angenehm als möglich zu verhüllen wir späterhin durch uns selbst angetrieben werden — zu wenig kennen. Je weniger man aber — gleichsam die geheime Natur eines Gegenstandes kennet, desto mehr Raum erhält die Phantasie, den Gegenstaad zu verbilden, und aus den einzelnen wahren Zügen ein Ganzes, das gefällig, im Allgemeinen nicht ganz unwahr, im Einzelnen aber selten wahr ist — zu schaffen. Nimmt man sich die Mühe zu schließen, so schließt man vom Besondern aufs Allgemeine: aber, wenn ich mich recht besinne, ist das eine Schlußart, welche die Logik nicht duldet. Allein man schließet lieber nicht: sondern streitet metaphysisch über die Natur, und entscheidet dichterisch über die Wirklichkeit. Vielleicht gehet es den Philo-

sophen über unser Geschlecht wie den Physiognomikern. Kein Mensch wird leugnen, daß im Allgemeinen viel Wahres in ihren Lehren ist: aber wie selten sind ihre allgemeinen Sätze fürs Einzelne brauchbar? wie gut ists, wenn man sie nicht aufs Einzelne anwendet? denn wie selten würden sie, was doch jene Philosophen wünschen, zur Beförderung der Menschenliebe dienen?

Ferdinand wendete Einiges ein: aber mehr, um sie länger so sprechen zu hören, als aus Ueberzeugung vom Gegentheil. Sprach etwa auch Adelheid nur so, um Ferdinanden mehr zu hören zu geben. und Etwas, das ihn zum Widersprechen reizen sollte? Dann erreichte sie ihren Zweck nicht ganz; er hörte von dem, was sie sprach, nicht viel mehr, als daß sie so schön, mit so innigem Interesse, das aus ihren Augen blizte, mit so vielem Feuer, das sich über ihr ganzes Wesen ergoß — sprach.

Eine flüchtige Wendung, die ihr wahrscheinlich nur entschlüpfte, faßte Ferdinand auf, und kam auf Ehe zu sprechen. Er schilderte den Jammer unglüklich Verbundener; sezte, bey übrigens nicht schlechten Menschen, den

Grund einer unglüklichen Verbindung in Ungleichartigkeit der Gesinnungen und Bestrebungen, und in ungleiches Maas der Geisteskultur, oder noch mehr — der Geisteskräfte. Aus Adelheids funkelnden Augen strahlte volle Beystimmung. Dann ging Ferdinand mit gleicher Wärme, mit gleicher Begeisterung, zur Darstellung einer glüklichen Ehe über, die, unter übrigens guten Verhältnissen, auf den entgegengesezten Grund gebauet sey. Er schilderte die Seligkeit des innigen Beysammenseyns, des innigen Theilnehmens; des wechselseitigen Fortbildens, Vervollkommnens an Geist und Herz; er führte aus, wie vielleicht nur durch den Mann das Weib, nur durch das Weib der Mann zum vollendeten Menschen werden; wie dieses vielleicht nur durch jenes innige liebevolle Beysammenseyn in der Ehe, das die Leidenschaft nicht — ertödte, aber mäßige — bewirkt werden könne; er verbreitete sich darüber, daß das gewiß ein noch nicht genug erkannter Hauptzweck der gütigen Natur bey der von ihr ertheilten Neigung zur Ehe sey — — Adelheids Auge senkte sich auf ihren Schooß. Sie saß still und blätterte, wie es schien, gedankenlos in dem genannten Buche. Endlich

ruhete sie auf einer Seite desselben. Ferdinand hielt innen — —

Sie sind zerstreuet, Adelheid —!

Nichts weniger — sprechen Sie fort — Ich bitte — —

Sie hatten hier eine Stelle, auf der Ihr Auge ruhete —

Nun ja — —

Lassen Sie mich sie sehen —

Wenn Sie es wünschen — Hier, dieser Brief Ottomars — —

Sie zeigte Ferdinanden die Stelle. Er las:

„Mein Reisedurst ist mit Alpeneis und „Seewasser gelöscht; ich ziehe nun heim „in meine Ruhestatt, und wenn mich „dann unter meiner Hausthüre wieder über „die Berge hinüberverlangt: so denk' ich: „in den Guadiana; und in den Wolgas„strom sieht das nehmliche lechzende Mens„schenherz hinein, das in dir neben dem „Rheine seufzet; und was auf die Al„pen und auf den Kaukasus steigt, ist „was du bist, und wendet ein sehnens„des Auge nach deiner Hausthür her„über" — —

Ferdinand hielt, von Thränen erstikt, innen. Ohne Thränen, aber in Wehmuth aufgelößt, sagte Adelheid:

Ach, mein theurer Freund — ich fürchte, das gilt nicht allein vom Reisedurst, sondern von jeder bedeutenden Veränderung menschlichen Schiksals, von der man so viel hoffte, auf die man so viel rechnete —! —

Ich verstehe Sie, Fräulein —

sagte Ferdinand. Beyde schwiegen eine Weile. Dann begann er:

Sollte also Ottomar nicht reisen? —

Nein — denk' ich;

antwortete Adelheid —

dann hatte er doch noch einen Wunsch, statt dessen er jezt die leere todtenkalte Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Erwünschten hat! Dort schuf ihm doch noch seine Phantasie Freuden: hier hat sie die Wirklichkeit erstikt. So lange

„sein Auge auf dem Rheine mit schwamm" —

so träumte er sich

„ein gelobtes Land, in das alle Ströme „zögen" —

Als er aber auf dem Rheine selbst mit fortgeschwommen war, so sah' er,

„daß er sich zersplittere und zertrümmert
„einsickere in holländische Erde" —

So ists mit den menschlichen Dingen — —

Ferdinand bedekte das Gesicht mit dem Tuch. Da schien Adelheid zu sich selbst zu kommen. Sie raffte sich auf und sagte im erzwungen leichten Ton:

Aber wie hab' ich mich von meiner Laune hinreißen lassen! Armer Freund — und habe Sie angestekt! Sehen Sie, das kömmt vom Ueberraschen! — Lassen Sie uns von Etwas anderm sprechen —

Nein, Fräulein —

fiel Ferdinand ein;

erzwingen Sie keine Stimmung von sich selbst, die Ihnen schwer werden müßte. Lassen Sie mich noch einmal — zum letztenmal in meinem Leben, Ihnen ein Wort sagen — ein Wort — fest, wie es der rechtschaffene Mann dem geachtetsten, geliebtesten Mädchen sagen darf und sagen muß: Adelheid — wollen Sie nie meine Gattin werden?

A. Lieber Freund — warum gerade heute so dringend —?

F. Das Wort —! das entscheidende Wort —!

A. Warum jezt —?

F. Adelheid, ich muß, ich muß! Sehen Sie nicht, wie das stete Schwanken mein Daseyn vrrgiftet, meine Kräfte aufzehrt — ach Gott, das haben Sie längst gesehen! —

Nein, nein — das hab' ich nicht!

fiel Adelheid mit glühendem Feuer ein. Ferdinand fuhr, ohne auf sie zu hören, fort:

Und was daraus schon entstanden ist —! Nein, ich will Sie nicht noch mehr erschüttern — Nur Antwort, Fräulein: feste, bestimmte Antwort —

A. Nun — wenn es denn seyn muß: nein, ich werde Ihre Gattin nicht! —

Ferdinand stand erstarret; unartikuliert fragte er, wahrscheinlich ohne selbst zu wissen, was er frage:

Sie werden nie heyrathen?

A. Ich wünsche es nicht: aber weiß ichs?

Sie wissen es nicht —?

sagte Ferdinand nicht ohne Bitterkeit.

A. Ist Ihnen das genug: ich werde keinen Mann lieben; werde, wenn gewisse Verhältnisse es nothwendig machen sollten, eine Konvenienzheyrath treffen, mich mit Tausenden meiner Schwestern trösten, meinen Gatten nicht unglüklich machen und selbst nicht unglüklich seyn — —

Mit harter drückender Ironie, zu der nur seine jetzige Heftigkeit Ferdinanden verleiten konnte, wiederholte er:

Wenn gewisse Verhältnisse es nothwendig machen sollten —!

Ruhig fiel Adelheid ein — denn ruhig war sie, seit das entscheidende Wort gesprochen war:

Gern vergeb' ich Ihnen das kränkende Wort! Verkennen, verdammen Sie mich immer — —

Was hab' ich gesagt?

rief Ferdinand zu sich selbst kommend;

wahrlich, ich weiß es nicht — Sie sehen, ich bin — — Leben Sie wohl! —

Dabey eilte er schnell fort. Adelheid wollte ihn zurükhalten, aber er war schon fort. Nach

einem kurzen Abschiede von ihren Aeltern ritt er davon. Diese bemerkten allerdings, daß Etwas zwischen ihm und ihrer Tochter vorgefallen sey: aber sie waren zu bescheiden, oder zu schüchtern, darüber in ihn zu dringen.

Ferdinand schloß sich nun einige Wochen ganz in sein einsames Studierzimmer ein; ritt dann einigemal auf das Gut eines benachbarten Majors von R—; und ging endlich aus der Betäubung, in welche ihn jene Scene versezt hatte, zu einem Entschluß umgeschaffen heraus, den man aus der folgenden Unterredung mit seinem Freunde Moritz kennen lernen wird.

Dieser treue Theilnehmer an Ferdinands Wohl und Wehe hatte vier Wochen lang krank gelegen, und besuchte diesen eben wieder zum erstenmale. Während seiner Krankheit hatte er kein Wort von Ferdinanden gehört. Dieser schien sich vor Moritzens leichtem kalten Blute zu fürchten; vielleicht war er ihm auch seiner harten Urtheile über Adelheid wegen gleichgültiger geworden. Moritz fällete solche Urtheile, seit er sahe, daß sein Freund durch das Mäd-

chen unglüklich werden könnte — Da er nicht wußte, was unterdeß vorgefallen war, konnte er die Gleichmüthigkeit nicht begreifen, mit welcher Ferdinand ihm bey folgender Rede zuhörte —

Höre, Freund — als wir vor einigen Monaten Etwas von Adelheids Lebensgeschichte vermutheten, irreten wir uns nicht. Mein alter ehrlicher August ist bis vor fünf Jahren im Hause ihrer Aeltern gewesen. Ich habe das erst kürzlich durch Zufall erfahren. Er erzählte mir Folgendes. Es lebte in dem Hause des Barons ein junger talentvoller Gelehrter, der einige Jahre hindurch Lehrer des Fräuleins und ihres nachher verstorbenen Bruders gewesen war, dem Adelheid einen großen Theil ihrer wissenschaftlichen Ausbildung verdankt, der damals eine Pension vom Vater genoß und als dessen Gesellschafter sich noch bey ihm aufhielt. Adelheid war sechszehn Jahr alt, hatte noch nie geliebt, und fühlte jezt die stärkste Neigung für den allerdings äußerst interessanten Mann, der ihr vordem schon durch seine Verdienste um sie so werth geworden war. Ihr noch immer gemeinschaftliches Studieren gab ihnen Gele-

genheit, ohne daß es auffiel, allein zu seyn — kurz, es kam zu gegenseitigen Erklärungen, Versicherungen, Betheurungen. Aber jezt sahen sie erst die Schwierigkeiten einer Verbindung. Die Mutter entdekte die Neigung der Tochter; theilte die Entdeckung dem Vater mit; beyde nahmen das Mädchen in Inquisition, und Adelheid konnte sich eben so wenig verstellen, als sie es mochte. Man nahm nun den Geliebten in Untersuchung: auch dieser leugnete die Vereinigung ihrer Herzen nicht. Die Aeltern drangen auf seine plözliche Entfernung. Er wollte sich in sein Schiksal ergeben: Adelheil verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man that alles, was man, ohne tyrannisch zu handeln, thun konnte, um ihren Sinn zu ändern: sie versprach zu gehorchen, aber man sahe, daß es ihr das Glück ihres Lebens kosten würde. Endlich gaben die Aeltern mit verhaltenen Thränen ihre Einwilligung, unter der Bedingung, daß der Geliebte, von ihnen unterstüzt, in die Residenz gehen, sich ein Amt, das zugleich namhaften Rang gäbe, erwerben, und dann erst zurükkehren sollte, um ihre Tochter als Gattin von ihrer Hand zu empfangen.

Die Liebende schwebte in einem Himmel von Entzückungen. Der junge Mann reisete nach Petersburg, ward durch die Empfehlungen des Obersten im Hause des Grafen O— aufgenommen; und durch diesen damals noch allmächtigen Mann sahe er sich gar bald in einem Departement der Landesregierung angestellt. Durch seine Talente, durch seine Genauigkeit, durch seinen Fleiß — welches alles durch angenehmen Weltton und eine schöne Figur unterstüzt wurde — gelang es ihm, Aufsehen zu erregen, und nun höher und wieder höher befördert zu werden. Jezt entwickelte sich in ihm eine Leidenschaft, die bisher — vielleicht ihm selbst unbekannt, im Hinterhalt seines Herzens geschlummert hatte: ein gränzenloser Ehrgeiz. Er vergaß alles über der Bahn, die er hier für seine geheimsten Wünsche eröffnet sahe; selbst seine Liebe für Adelheid ward kälter — wozu das Geschäftsgewühl und die Entfernung allerdings das Ihrige beytrugen. Vielleicht war aber auch sogar diese Liebe mehr Selbsttäuschung der Eitelkeit und des heimlichen Ehrgeizes — ich meyne: vielleicht hatte er in Adelheid vom

Anfang an mehr die Tochter des Obersten, Barons von 11 —, als das vortreffliche Mädchen geliebt. Adelheid war weit entfernt, Mistrauen in den Freund ihres Herzens zu setzen: selbst das immer seltner werden seiner Briefe entschuldigte sie mit seinen überhäuften Geschäften. Endlich, nach zweyjähriger Trennung, kömmt ein Brief in welchem der Geliebte in einem düstern Tone ihr die Geschichte eines seiner dortigen Freunde erzählt. Der wackere Mann, schrieb er, ist von bürgerlicher Herkunft, seine Gattin ist aus einer angesehenen adelichen Familie. Beyde liebten sich innig, und beyde sind durch ihre Verbindung höchst unglüklich geworden: und doch sind beyde und auch die Aeltern seiner Gattin treffliche Menschen. Die Verwandten, welche die Verbindung nicht hatten hindern können, hindern jezt durch tausenderley kleinliche Beschimpfung und heimliche Quaal das Glük der Verbundenen, u. s. w. Adelheid stuzte. Die Geschichte schien ihr denn doch zu einiger Nutzanwendung erzählt —; sie war mehr, sie war dazu erfunden. Das Mädchen war aber edel genug, das

Ganze für Grillerey einer Hypochondrie zu halten, die sich gar bald verlieren würde, wenn der arme Mann aus seinem Joche gespannet wäre. Sie schrieb zurük: es müsse denn doch an den jungen Leutchen selbst liegen, wenn sie sich von Verwandten, von denen sie gar nicht abhingen, quälen ließen; die Welt sey groß; man könne solchen Quälgeistern schon ausweichen, u. s. w. Es erfolgte nun eine sehr zärtliche Antwort: aber nicht lange darauf ein Brief, in welchem der junge Weltmann sehr angenehm und schmeichelnd bat, Adelheid möchte ihm einige Papiere, die sie in den „seligsten Tagen seines Lebens", in den ersten Zeiten ihrer Liebe gewechselt hatten und die sich in ihren Händen befanden — auf kurze Zeit zuschicken, um sich in den wenigen Stunden der Einsamkeit, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, wenigstens seinen Himmel recht klar vorphantasieren zu können, da der wirkliche Eintritt noch immer ihm verschlossen wäre. Der Brief war so gerändet, so elegant, so voll schöner Antithesen und lieblicher Bilder —: das machte das natürlich und wahr empfindende Mädchen

aufmerksam. Hier schöpfte sie den ersten Verdacht. Und mit Recht, glaub' ich: ein schön stylisierter Liebesbrief ist — keiner. Sie sande die Papiere ab, zugleich aber auch einen Brief an eine ihrer vertrautesten Freundinnen in der Residenz. Dieser gestand sie ihre Verhältnisse, und bat sie, auf ihren Verlobten heimlich Acht zu haben. Die Papiere erfolgten nicht zurück, wohl aber ein Brief von ihrer Freundin. Von dieser erfuhr Adelheid gar bald, der junge Ehrgeizige sey seit kurzem in den Adelstand erhoben, und es sey gar kein Geheimnis mehr, er stehe im Begriff, sich mit der einzigen Tochter des vielvermögenden und selbst im geheimen Kabinet vielgeltenden Geheimraths von X — zu vermählen. Der Geheimrath habe gleichfalls hochfliegende Plane, ohne den Kopf zu deren Realisierung zu haben; er gebe des halbjene Verbindung zu, um die Talente des künftigen Schwiegersohns zu den seinigen machen zu können. Adelheid gab den Brief ihren Aeltern. Der Vater schrieb an einen ihm bekannten Freund des Hauses des Geheimraths in der Residenz, und erfuhr von diesem das nehmliche.

Adelheid verfiel einige Monate in düstre Schwermuth, dann in schwarzen Menschenhaß, in eine verachtende Erbitterung gegen alles, was die Erde hatte; endlich gelang es ihr, auch diese zu bekämpfen, und seitdem ist sie das, was sie ist, und wie wir sie kennen — —

Ferdinand sagte ziemlich kalt: die Geschichte sey interessant, aber nur vor wenig Wochen würde sie eine besondere Wichtigkeit für ihn gehabt haben. Er bedauere das Mädchen von Herzen; würde sie aber eben so bedauern, wenn sie ihm jederzeit so fremd gewesen, als sie es jezt sey. Moritz schüttelte freylich den Kopf bey dem „fremd geworden seyn" — Ferdinand erzählte ihm nun in kurzen hingeworfenen Sätzen, was bey seinem lezten Besuch bey Adelheid vorgefallen war, und beschloß dann:

Du siehest also, daß es nicht Spielerey mit dem „fremd werden" ist. Und wahrlich, es wäre nicht gut, wenn es anders wäre: denn — kurz, unter dem Siegel heiliger Verschwiegenheit sage ich dir: in einem Monat bin ich verheyrathet.

Freudig lachend rief Moritz:

Verheyrathet? so freind seyd ihr also einander geworden?

Finster fiel Ferdinand ein:

Mein Gott — du begreifst denn doch wohl: nicht mit ihr! —

Moritz erstaunte —

Verheyrathet? und nicht mit ihr? in einem Monat? Ferdinand, du hast mir das unter dem Siegel heiliger Verschwiegenheit vertraut: das zeugt von der Fortdauer deiner Freundschaft für mich. Vertraulichkeit heischt Gegenvertraulichkeit. Also offen und frey — Ist es dir wirklich ein Ernst damit, so bist du hier auf dem Wege, den tollsten und unglüklichsten Schritt deines ganzen Lebens zu thun —

F. Der Schritt ist gethan: aber ich denke, er ist —

M. der tollste und unglüklichste! Aber, Gott sey Dank, er ist noch nicht gethan: denn noch hast du kein andres Weib. Freund, ich will dir an deiner Statt Rechenschaft dar-

Aber ablegen: denn schwerlich möchtest du hier aufrichtig genug mit dir selbst umgehen. Du glaubst von Adelheid zurükgesezt, beleidigt, gekränkt zu seyn: dies erregt deinen Stolz, und — deine Rache. Sie hat es verschmähet, dein Weib zu werden: nun willst du ihr zeigen, was sie verschmähet hat — wie glüklich sie als deine Gattin geworden wäre. Du triffst eine andere Verbindung, du überhäufest dein Weib mit Gunstbezeugungen, mit glänzenden in die Augen fallenden Vorzügen: aber du opferst dennoch, nicht nur dich, sondern auch das unschuldige Geschöpf auf. Besizt sie wirklich Vorzüge des Geistes und Herzens: dann wehe ihr — gar bald wird sie hinter deine Maske blicken; dann wehe dir — denn auch bey dir wird der Zwang, das Forcirte deines Betragens bald verfliegen und der bittern Reue Platz machen. Fehlt es ihr an jenen Vorzügen — —

Ferdinand fuhr auf:

Sprich nicht aus: mein künftiges Weib ist Albertine von R —

Moritz erstaunte noch mehr:

Albertine von R—? die Tochter des Majors? das Mädchen, das du kaum von aussen kennest? das Mädchen, das gewiß——

Noch hitziger fiel Ferdinand ein:

Kein Wort gegen sie, beym Verlust meines Vertrauens! —

Kein Wort gegen sie im Allgemeinen —

fiel Moritz gleichfalls lebhaft ein —

aber tausend gegen sie als künftige Frau von U—! Albertine, diese nicht häßliche, aber ganz uninteressante Bildung, die Gattin Ferdinands, der so viel Geschmack und Gefühl für Schönheit hat? Albertine, dieser nicht ungebildete, aber so wenig fähige Geist, die Gattin Ferdinands, der so viel Geist, so viel Wissenschaft, so viel Witz und Leben hat? Albertine, dieses sehr gute, aber stille, verschüchterte, ängstliche Herz, die Gattin Ferdinands, der so viel Feuer, so viel Unternehmungsgeist, der so viel Bedürfnis einer geistreichen kraftvollen Unterhaltung hat; der so vieles mit Innigkeit umfaßt, an so vielem hängt, wofür das Mädchen gar keinen Sinn hat? Albertine, dieses nur für die

Stille, Eingezogenheit und Einsamkeit erzogene, nur in ihrem Hauskleidchen am Nähetisch sich selbst und Andern gefallende Mädchen, die Gattin Ferdinands, der die glänzende, ganze Zirkel begeisternde, allgemein bewunderte, hochherzige, überall herrschende Adelheid kannte, schäzte, verehrte, liebte? Albertine — —

Mit gewaltsam erzwungener Gleichmüthigkeit fiel Ferdinand ein:

Strenge deine Beredsamkeit nicht weiter an, Moritz; ich weiß, daß du es gut meynst: aber mein Entschluß ist gefaßt, er soll ausgeführt werden — und so, daß ihr alle beschämt schweigen und euch mit mir freuen sollt —

M. Freund, du darfst, du sollst diese Verbindung nicht treffen!

F. Und ich will, ich werde sie treffen —

M. Ehe ich dich in dein Unglück rennen sehe, entdecke ich deine Verhältnisse der R—schen Familie —

Ha—!

schriee Ferdinand auf — —

Nein;

antwortete Moritz innig gerührt und faßte warm und fest seines Freundes Hand —

Nein, das thue ich nicht: aber ich bitte, ich beschwöre dich — Bruder! —

Mit Thränen fiel Ferdinand um seinen Hals:

Laß mich! Es ist zu spät! Und wahrlich, es soll alles noch gut werden! Wenn du mich liebst, kein Wort weiter! Du zerreis- sest mein Herz, und es ist umsonst. Rede mir nicht ein: es ist zu spät, es ist umsonst! und es kann, es soll dennoch gut werden. Der Mensch kann viel, sehr viel, wenn er wirklich will: und ich will — wahrlich, ich will ernstlich — —

M. Ferdinand, eben weil ich dich liebe, muß ich weiter sprechen, und sollte ich dir das Herz zerreißen. Erinnere dich eines Gesprächs zwischen uns, als du Adelheid zum erstenmal gesehen hattest — Wie herzlich, wie feurig stimmtest du damals in meine Behauptung ein: Geist und Herz — das sind für den, der selbst beydes besizt, die unerläßlichsten Bedingungen einer glüklichen Verbindung —

F. Moritz, willst du dies Albertinen absprechen?

M. Täusche dich nicht selbst — hier heißt Geist und Herz viel und nicht gemeiner Geist; viel und nicht gemeine Empfindungsfähigkeit —

F. Verstehest du beydes so: so ists nicht nöthig zu einem stillen zufriedenen Leben —

M. Auch für den nicht, der es einmal kennen gelernt, der es geschäzt, verehrt, geliebt hat? Wirst du das Vergleichen lassen können? damals stimmtest du so herzlich ein!

F. Ich schloß — wie wir alle so oft — aus meinen damaligen Empfindungen —

M. Und jezt —?

F. Vielleicht aus meinen jetzigen —

M. Und in Zukunft —?

F. Nun ja — wahrscheinlich wieder aus meinen zukünftigen Empfindungen. Ich muß also dafür sorgen, daß meine gegenwärtigen Empfindungen mir für immer bleiben —

M. Kannst du das?

F. Das nehmliche kann ich dir selbst zurükgeben. Würde ich Adelheids hohen Geist

immer so geschäzt haben? Könnte sich nicht auch hier mein Sinn so geändert; könnte ich nicht Beschränktheit, Stille, kleinliche heimliche Häuslichkeit so lieb gewonnen haben — —

M. Ferdinand, der Geist, der das Erhabene, Große, Edle kennet, faßt, verehret — der findet das Kleinliche nur klein, außer da, wo es freywillige, liebliche Selbstbeschränkung, nicht aber wo es natürliche Beschränktheit ist — —

Ferdinand rief gewaltsam ergriffen:

Um Gottes Willen schweig — oder du siehst mich nie wieder!

M. Ruhig, ruhig, mein Freund — —

Ferdinand preßte nochmals alles, was in ihm arbeitete, zurück, und trat dann scheinbar gleichmüthig zu Moritzen. Er sagte:

Was geschehen ist, kann nicht geändert werden. Ein rechtschaffner Mann büßt auch die Folgen seiner Uebereilung mit Fassung, Muth, und mit dem Willen, so viel als möglich gut zu machen —

M. Nur Aufschub —

F. Diesen geständ' ich dir gern zu: aber es verbieten ihn die Umstände. In vier Wochen muß Albertinens Vater zu seinem Regiment nach Petersburg: bis dahin muß alles vorbey seyn. Du kennest die rauhen militairischen Sonderbarkeiten des Majors. Albertine liebt mich, das weiß ich. Ich schätze, ich achte sie, und — werde nie wieder lieben. Das ist mir, das ist gewiß auch ihr genug, da sie so einsam erzogen ist, und Männerlieben nicht kennt. Dein vorhin von ihr entworfenes Bild ist bey weitem zu sehr in Schatten gestellt. Wahrlich, sie ist mehr, als ein blos ehrliches gutes Heimchen. Lerne sie erst näher kennen — Und so weiter. Moritz mußte schweigen, und schwieg endlich mit bekümmertem Herzen.

Unter die erwähnten militairischen Sonderbarkeiten des barschen, aber sehr wackern Vaters Albertinens gehörte auch die, daß die Verbindung seiner Tochter allen Menschen ein Geheimnis bleiben sollte, bis sie vollzogen wäre.

„Eure Liebschaft hat sich so schnell ge-
„macht —

sagte er;

„wie mit Kanonen zusammengeschossen: laßt
„mir nun auch den Spas, die Sache in
„gleichem Geschmack zu vollenden. Sie, Herr
„Sohn, müssen mein Mädel als Ihre Frau
„producieren, ehe man weiß, daß Sie sie
„kennen. Wir machen die Sache so. Ich
„habe manchmal die Thorheit begangen, dem
„ganzen benachbarten Adel auf einmal eine
„Fete zu geben — um alle auf einmal los
„zu werden. Sie wissen, ich komme zu
„Niemand; möchte aber doch nicht gern ein
„Knicker heißen. Jezt, da ich bald zum
„Regiment muß, hab ich den schönsten Vor-
„wand dazu. Es heißt ein Abschiedsschmauß.
„Wir bitten alles, was wir kennen" — —

„Ich kenne fast Niemand —

fiel Ferdinand ein —

„Desto mehr ich. Die Herrschaften werden
„eingeladen zu Mittagstafel und Abendball.
„Einige Stunden ehe sie einrücken, schicke
„ich zu meinem alten ehrenfesten Pastor,

„und lasse ihn bitten, das große Gebetbuch „mitzubringen. Auf meiner Stube laßt ihr „euch in Gottes Namen trauen, und bleibt „da verborgen, bis die Tauben eingeflogen „sind — Man fragt nach Fräulein Tochter „— „Wird gleich die Ehre haben zu er„scheinen!“ — Da reißen sich endlich die „Flügelthüren auf, und ihr erscheinet in vol„lem Glanze — Ich vorwärts, euch ent„gegen: „Meine Damen, meine Herren — „„hier hab' ich die Ehre Ihnen den Herrn „„von U — und dessen Gemahlin vorzustel„„len: sie bitten um Ihre Wohlgewogen„„heit —!“ — Beym heiligen Alexander „Newsky, dem Glaubensheld unsrer Lands„leute, die Leutchen sollen mir Gesichter „schneiden, wie neulich die Preußen bey „Marienborn, als sie in ihrem eignen La„ger von den Franken aus dem Schlafe ge„schrieen wurden! *)“

Ferdinand ließ sich das alles ganz gern gefallen, und lud Niemand ein, als seinen Freund Moritz,

---

*) den 31. May, 1793.

und zwar ohne Verheimlichung der diesem schon bewußten Sache. Moritz entschuldigte sich aber mit einer Unpäßlichkeit und erschien nicht.

Alles ging, wie der Major es gewünscht hatte. Der Pfarrer konnte vor Erstaunen kaum den Seegen sprechen, die Wagen rollten in den Hof, die jungen Eheleute blieben verstekt, der Vater machte den gefälligsten lustigsten Wirth von der Welt. Jezt war die Gesellschaft beysammen — einige siebzig Personen beyderley Geschlechts. Niemand vermuthete einen Hinterhalt. Da flogen die Thüren auf, da traten die jungen Eheleutchen herein, beyde so prächtig und geschmakvoll als möglich geschmükt: Ferdinand mit blizenden Augen und glühenden Wangen, die sanfte Braut mit bescheidnen auf den Boden gehefteten Blicken. Der Herr in Pontificalibus trat hinterdrein. Der Major sprang ihnen entgegen, und brachte sein Kompliment im stolzen militairischen Kommandoton hervor — Eine allgemeine Stille des Erstaunens! Aber es war die Windstille des Meeres, nach welcher es nur allzubald desto gewaltiger brauset. Die Verwandten sezten sich in Positur, rauschten

herbey zur Gratulation — Die jungen Eheleutchen kamen ihnen entgegen, ihrem Gallimathias zuvor, und gingen dann in Höflichkeit von Einem zum Andern.

Auf einmal kam Ferdinand an eine sich zurükziehende erblaßte und zitternde Figur, und erstarrete selbst, wie eine Bildsäule. Adelheid von U— war es. Auch sie war mit ihren Aeltern zum Mahl geladen, ohne nur zu wissen, daß Ferdinand in diesem Hause bekannt sey; und ohne daß Ferdinand die freylich etwas entfernte Bekanntschaft seines Vaters mit dem ihrigen nur geahndet hätte. Adelheid hatte alle Kräfte ihres Geistes nöthig, um keine Aufmerksamkeit auf sich und Ferdinanden zu erregen. Dieser vermochte nichts, als ihr eine stumme Verbeugung zu machen.

Adelheid durchschauete auf den ersten Blick Ferdinands geheimen auf sie gerichteten Plan. Ihr Schrecken, ihre Todesangst war Folge dieses Blicks: denn sie sahe ihn und sein gutes Weib durch sich unglüklich. Ehe er ihr nahete, ehe er sie bemerkte, wollte sie eine schnelle Kränklichkeit vorschützen und sich entfernen:

aber würde sie dann nicht erst die Augen und bittern Urtheile der ganzen Gesellschaft — die nur jezt noch mit sich selbst und dem Putz der Braut beschäftiget war — gereizt haben? Du mußt bleiben, und ganz unbefangen und froh scheinen — sagte sie zu sich selbst: und sie war — Weibes genug, dies schwere Wagstück auszuführen.

Ferdinand, der bis zu dieser unglüklichen Minute sich selbst so mühevoll getäuscht, sich vorsäzlich in gestaltlose Träume, liebliche Hoffnungen eingewiegt, sich selbst so oft vordemonstrieret hatte, da glüklich zu seyn, wo er es nicht war — erblikte nun auf einmal sein Innerstes, wie von einem unerwarteten Blitz erleuchtet. Er schauderte zusammen, und bot nun alle Kräfte auf, sich von neuem in jene Betäubung zu versenken, oder wenigstens froh und zärtlich zu scheinen. Er scherzte mit allem, was ihm in den Weg kam; ein witziger Einfall jagte den andern, eine Artigkeit und Gefälligkeit die andere. Er überhäufte seine stillentzükte Braut, deren Augen voll sanfter Freudenthränen an ihm hingen, mit Liebkosungen und Galanterien; er war das Leben, die Seele

der ganzen Gesellschaft; der alte Vater erndtete triumphirend von allen Seiten die größten Lobpreisungen seines liebenswürdigen Schwiegersohns ein.

So weit von ihm, als es unbemerkt sich hatte thun lassen, saß die Schönheit und der Glanz der Tafel — Adelheid von U—. Auch sie suchte sich selbst und ihre Angst zu betäuben, wenigstens Andere zu täuschen. Auch sie war deshalb lauter Munterkeit, Scherz, Leben und Witz. Ferdinand hörte zwar selten, was sie sprach — die Entfernung und das tumultuarische Geräusch der Gäste verhinderte es: aber er sahe, wie sie sprach — wie von der Anstrengung ihre Augen funkelten, ihre Wangen glüheten, ihr Busen sich hob; wie entzükt der ganze Schwarm junger Herrn in ihrer Nachbarschaft um sie her liebelte, und sie — wenn der Eine oder Andere die Sache ein wenig arg machen wollte, mit einem einzigen halben Streifblick ihn wieder ins Geleis brachte. Er beugte sich zurück — aber es droheten doch wenigstens noch über die sie jezt bedeckenden Figuren ihre hohen Federn, die von den lebhaften Bewegungen ihres Kopfs

in ewiger Unruhe waren; es blizten doch noch die Diamanten, welche ihr Kleid unter der Brust zusammenhielten — herüber. Indeß ließ die sanfte Albertine vor stiller gerührter Freude kaum einzelne Sylbchen über ihre Lippen gehen. Unglüklicher Weise trank Ferdinand in seiner Bewußtlosigkeit auch nicht wenig Wein — wenigstens mehr, als er zu trinken gewohnt war.

Endlich stand man von der Tafel auf. Es hieß zwar Mittagstafel: sie war aber spät angefangen und bis an den Abend verzogen worden. Die jungen Damen, welche schon längst über die ewig sitzenden alten Herrn unwillig gewesen waren; und die jungen Herrn, welche mehr Vortheil von dem durch Tanz hüpfenden als durch Sitzen schleichenden Blute der Schönen hofften, konnten nicht eilfertig genug die Anstalten zum Ball treffen. Ferdinand eröffnete diesen mit seiner Albertine. Das Mädchen tanzte gut, aber schüchtern und geniert — wie jeder, der, bey aller guten An-

weisung, wenig und selten getanzt hat. Adelheid wollte gar nicht theilnehmen. Aber bey den schönen Herrn, deren Herzen durch sie und den Wein in Flammen gesezt waren, gab es kein Erbarmen. Sie schworen hoch und theuer — der Eine bey seiner Ehre, der Andere bey ihren schönen Augen, der Dritte gar bey den Grazien und Amoretten in den Grübchen ihrer Wangen — durchaus keinen Fuß zu regen, bis sie versprochen habe, Theil am Tanze zu nehmen. Die bedrängte Adelheid bat sie, nur immer vorläufig die Füße zu regen und ihr nur einige Zeit zur Erholung zu lassen: sie sey vom vielen Sprechen bey Tische sehr erhizt, habe etwas Kopfschmerz u. s. w. Wahrscheinlich hoffte sie indeß ihre Aeltern unter irgend einem Vorwandte zu vermögen, sich mit ihr heimlich zu entfernen. Aber so wohl wurde es ihr nicht. Die Herren mochten so Etwas ahnden, und stellten Wachen aus, die alle abgesonderte Gespräche zwischen Adelheid und den Ihrigen verhindern mußten. Jezt forderten sie sie von neuem auf, und Adelheid, die unbemerkt Ferdinanden nicht aus den Augen ließ, glaubte Ursache zu haben, sich von neuem weigern zu müssen.

Da machte sich ein Trupp dieser Herrn mit großem Geräusch zum Bräutgam hin mit ihren Klagen und Beschwerden —

„Ihnen darf heute nichts abgeschlagen wer„den — Sie müssen und sollen mit Fräu„lein von U— tanzen — Frisch, zu ihr — „Es ist nichts als Neckerey, wenn sie spricht, „sie sey nicht wohl," u. s. w.

Ferdinand, der bisher wild und unaufhörlich getanzt, und nur jezt einige Minuten lang mit einem Haufen anderer Herrn gesprochen hatte, erschrak — Er hatte sehr wohl bemerkt, wie sorgfältig sich Adelheid so entfernt von ihm als möglich gehalten hatte, und auch Er hatte jedes Zusammentreffen mit ihr vermieden —

„Meine Herren —

sagte er;

„vielleicht ist das Fräulein wirklich nicht „wohl. Wir würden ihr durch solchen „Zwang beschwerlich seyn. Ich wünschte „so sehr, daß Jedermann heute nach seinen Einfällen und seiner Laune zu„frieden und vergnügt wäre —!

„Ach, seyn Sie unbesorgt —

riefen die Herrn;

„sie blühet wie eine Rose! Es ist nichts als „Neckerey mit uns! Wir wissen schon ihre „Art —!"

„Ey — Sie wissen diese ja selbst —

sagte Einer, der Ferdinanden einigemal im Hause des Obersten getroffen hatte;

„Sie kennen sie ja recht gut! Wird sie „es denn mit Ihnen anders gamacht „haben?" —

So ein Wort, zu solcher Zeit, in solcher Stimmung, von solchen faden Menschen —: wer kann die Wirkung davon beschreiben? Es riß durch Ferdinands ganze Seele.

„Sie haben Recht —!

sagte er kurz, und ging zu Adelheid, die an der entgegengesezten Seite des großen Saales saß, und nicht wußte, was für Kriegsrath gegen sie gehalten worden war.

„Mein Fräulein —

sagte er mit bescheidnem, keinesweges beleidigenden Fremdthun;

„man sagt mir, Sie wären nicht ganz „wohl: sollte das wirklich so seyn?“ —

Adelheid vermuthete eine bloße Besorgnis Ferdinands um sie, und sagte lächelnd, um ihn zu beruhigen:

„Glauben Sie lieber mir: ich bin recht „wohl“ —

Indem merkte sie, daß einige jener jungen Herrn lauschten, und sezte laut hinzu:

„Ein wenig heiß wird es uns allen seyn —!“

Ferdinand fuhr fort in gleichem, nicht für sich bittenden Ton:

„Sie wollen Niemand das Vergnügen „machen, ihm Ihre Hand zum Tanz zu „reichen?“

Adelheid verstand ihn sehr wohl; schon wollte sie durch eine Wendung sich und ihn aus der Sache ziehen: da fiel einer der zarten Herrn ziemlich derb ein:

„Ach, mein Fräulein, der König des Fe„stes bittet, und noch dazu ein Bräutgam —:

„dem darf nichts abgeschlagen werden! Das „giebt sonst schlimme Folgen!“—

Adelheid warf einen ernsthaften aber wohlwollenden Blick in Ferdinands verstörtes Gesicht, und sagte:

„Denen wollen wir zuvorkommen, Herr „von U—! Nichtwahr?“

Dabey stand sie auf, nahm seinen Arm, und ging mit ihm dem obern Theil des Saals zu. Bravo! bravo! riefen die Herrn, und klatschten in die Hände. Adelheid hing an Ferdinands Arme. Beyde zitterten. Keins sprach ein Wort. Ferdinand hatte doch noch so viel Geistesgegenwart, einen leichten, so viel als möglich entfernenden Tanz angeben zu wollen: aber einer der schönen Herrn war ihm in Galanterie zuvorgekommen, hatte seine Braut erwählt, mit dieser schon den ersten Platz eingenommen und eine so moderne — das heißt so luxuriöse Anglaise angegeben, als sich nur angeben ließ, ohne allen Anstand zu beleidigen.

Ferdinand führte also seine Dame an die Spitze der zweyten Kolonne, und der Tanz bes

gann. Noch nie hatte Ferdinand seinen Arm so um den ihrigen schlingen, noch nie ihren Athem sich so nahe fühlen, noch nie das von der Lebhaftigkeit des Tanzes noch mehr blitzende Feuer ihrer Augen so einsaugen, noch nie das gewaltsame Klopfen ihres Herzens, das mächtige Heben ihres Busens so bemerken dürfen, als er es jezt mußte. Er flog mit ihr die Reihen hindurch, und hatte kaum so viel Besonnenheit, als nöthig war, keine Unordnungen zu machen. Was in Adelheids Herzen stürmte, weiß ich nicht. Ein gewisser feiner Weltmann von gesezten Jahren hat teganz in der Stille Etwas von den geheimen Verhältnissen der beyden Leutchen aufgefaßt, und behauptete einige Zeit hernach, er habe doch bemerkt, daß das Feuer des jugendlichen Blutes oder was es sonst gewesen seyn möchte — in einzelnen Momenten dieses Tanzes das Mädchen übermeistert, und sie sogar zu kleinen flüchtigen Nachlässigkeiten verleitet habe, die man für einen Anflug kleiner feiner Koketterie hätte halten können. Ich kann darüber nicht entscheiden; finde es aber nicht unmöglich, weil auch Adelheid doch kein überirdischer Engel war.

Der Tanz ward geendigt. Ohne sich seiner selöst bewußt zu seyn, führte Ferdinand seine Dame schnell zu einem Sitz, und eilte zur Thüre hinaus. Albertine sahe dies, und aus Besorgnis für seine Gesundheit eilte sie ihm nach.

Wohin, lieber Ferdinand?
sagte sie freundlich. Verstört antwortete er:

Nur einige Minuten auf mein Zimmer, um — um mich umzukleiden! Der verwünschte Tanz —!

Aengstlich hielt sie ihn auf:

Um alles in der Welt, thue das nicht jezt, nicht sogleich — Du könntest unglüklich seyn —

Er küßte sie mit Heftigkeit und sagte:

Das schadet mir gar nichts — ich kenne mich! Sey unbesorgt! bleib bey der Gesellschaft!

Schon im Sprunge rief er ihr zu:

In fünf Minuten bin ich wieder da! —

Albertine schlich bekümmert zurück. Es vergingen mehr als fünf Minuten, Ferdinand war nicht wieder da. Albertinens Angst vermehrte sich. Sie sagte das Vorgefallne heimlich ihrem Vater.

„Nun, was wirds denn seyn?

sagte der;

„er wird schon wiederkommen! Oder wart' „— wir wollen hinaussehen!" —

Sie gingen unbemerkt. Die Thür seines Zimmers war unverschlossen; die Kleider, die er getragen hatte, lagen sehr unordentlich über das Sopha geworfen: Ferdinand war nicht da.

„Ach Gott —

rief die arme Braut;

„wo ist er denn?" —

„Sey doch kein Kind —

sagte der Vater;

„er hat etwa einen Lauf durch den Garten „gemacht! Der Wein und der Tanz wird „ihm den Kopf wirblich gemacht haben!" —

„Nein, nein, mein Vater —

fiel Albertine mit immer steigender Angst ein;

„ich weiß gar nicht, wie er mir vorkam —
„Er küßte mich so heftig, und sahe so
„verstört, so wild, so — ich weiß selbst
„nicht wie, aus" — —

„Närrchen, bist du nicht klug?

sagte der alte Soldat laut lachend;

„ist dir denn das nicht recht? Nur Geduld!
„er wird dich schon sanfter küssen lernen!
„Indessen wollen wir doch hinuntersehen!"—

Indem kam ein Bedienter herauf und sagte, Ferdinand sey schnell in den Stall gekommen, habe sich sein Pferd satteln lassen, und sey hinausgesprengt. Auf den Fall, daß man ihn vermißte, sollten sie nur sagen, er käme sogleich zurück, und wollte nur einen Ritt um das Gut herum machen.

„Recht —

sagte der Alte;

„er macht's wie ich, da ich noch jung war.
„Wenn mir vor Freude, oder vor Aerger,

„oder — aus andern Ursachen zu warm vor
„der Stirn wurde, mußte ich aufs Pferd,
„und ein Viertelstündchen durch Dick' und
„Dünne — da verpüffi's, so viel als nö-
„thig ist. — Sey ohne Sorgen, und komm
„herein. Würde man nicht denken — wer
„weiß was, wenn man uns alle Drey
„drinnen vermißte? Komm!" —

Albertine ging mit einem Herzen, das Zentnerlast preßte. Sie strafte sich selbst wegen dieser unnöthigen Angst: und doch konnte sie davor kaum athmen. Man arrangierte einen neuen Tanz. Sie entschuldigte sich und trat an ein Fenster, das in den Hof sahe, um ihren Liebling sogleich zu erblicken, wenn er zurükkäme.

Der Tanz ging an, der Schwarm tobte wie vorher, Niemand gab auf sie Achtung. Eben troknete sie sich eine Thräne ab, die ihr ihre unbeschreibliche Angst ins Auge trieb: da rief sie mit einem entsezlichen Schrey:

„Gott, mein Erbarmer —!"

Damit sank sie zu Boden. Alles stürzte her-

bey. Der Tanz war zerrissen, die Musik verstummte, der Tumult war allgemein.

„Was ists denn? Was giebt's denn?"

so rief alles, und keines vermuthete die Wahrheit. Nur Albertinens Vater warf, mehr durch Zufall, einen Blick zum Fenster, und sahe Ferdinands Pferd abgejagt, vom Schweiß triefend, scheu und ohne Reuter zum Hofe hereinkommen. Er ließ seine Tochter in den Händen der Weiber, die sie nur mit vieler Mühe ins Leben zurükbrachten, und stürzte hinaus, die Treppe hinab, in den Hof. Er jagte sogleich seine Leute nach allen Seiten aus, und schwang sich selbst aufs Pferd.

Sie hatten nicht weit zu suchen. Auf einem Feldwege, wohin nur queer über den Acker zu kommen war, fanden sie Ferdinanden in seinem Blute. Hier hatte ihn wahrscheinlich ein breiter vorbeyfließender Graben aufgehalten. In der Wildheit seines Sinnes hatte er darüber setzen wollen, das Pferd gezwungen: dieses hatte es versucht, war seitwärts gestürzt. Ferdinand war mit dem

Kopfe gegen einen großen Feldstein gefallen. Die Hirnschaale war zerschmettert. Er hatte noch einiges Leben, aber keine Besinnung: zwey Stunden hernach verschied er.

War es nicht Zufall, daß er eben jezt, ganz gegen seine Gewohnheit, zwey starkgeladene Terzerole in seiner Tasche hatte: so war vielleicht das Schiksal nur seinem eigenen Willen zuvor gekommen.

IV.

Emiliens Heyrathsgeschichte,

ein Gegenstück

zu

Ferdinands Hochzeittag.

VI.

Emiliens Heyrathsgeschichte.

Emilie war die einzige Tochter des — wenn auch nicht reichen, doch sehr wohlhabenden Kaufmanns G— in der Residenz D— n. Da ihm seine geliebte Gattin sehr frühzeitig gestorben war, so hatte dieser rechtschaffene Vater alle seine Zärtlichkeit der lieben Tochter geschenkt; hatte allen Fleiß, alle Kosten auf ihre Erziehung gewendet, und war darin so glüklich gewesen, daß die nunmehr siebzehnjährige Emilie die Hälfte ihrer körperlichen Reize hätte entbehren können, und dennoch würde sie sich den Neid des weiblichen, die Aufmerksamkeit, Achtung und Verehrung des männlichen Geschlechts erworben haben.

Sie beging eben heute ihren Geburtstag, und saß bey ihrem Vater, der schon früh seine Lieblingin mit einem artigen Angebinde auf-

gewekt hatte. Die Wichtigkeit dieses Tages hatte beyde, die Erkenntlichkeit für die Zärtlichkeit des Vaters hatte besonders Emilien sehr gerührt. Mit den Aeußerungen ihrer Empfindungen hatten beyde wohl schon ein Stündchen beym Thee verplaudert.

Ja —

fuhr der gute Vater in der bisherigen Unterredung fort;

ich hatte mir's gleich früh vorgenommen, heute von Herzen lustig zu seyn, und ich will's auch halten. Wer weiß, ob ich Deinen Geburtstag wieder erlebe; —

Bester Vater,

erwiederte Emilie gerührt;

wollen Sie mich wehmüthig machen? —

G. Ey warum nicht gar! Jeder verständige Mensch denkt an seine lezte große Reise, ehe der Postillion bläßt; und wenn er sich in dem Lande, aus welchem er jezt nach Hause ziehen will, gut aufgeführt hat: so denkt er auch gern daran. Sieh', liebe Tochter, ich will mich für keinen Engel ausgeben — das

sey ferne von mir: aber wenn ich so geheime Rechnung mit mir halte, fällt mir denn doch für das, was ich hätte besser machen können, immer auch ein Gegenstück ein, mit dem ich zufrieden seyn darf. Du, liebes Kind, bist mir so ein Gegenstükchen. Bleibe Du so, wie Du jezt bist; und wenn Du dann einmal sechzig Jahre verlebt hast, wie ich: so wirst Du auch so ruhig rükwärts sehen, Dein Reisebündelchen packen und das Abschiedsliedchen einstudieren. Mein Bündelchen ist gepakt, bis auf Ein Stück: aber das macht mir auch zuweilen viel Sorge —

E. Was, lieber Vater?

G. Du machst mir sie!

E. Ich —?

G. Du — ohne Deine Schuld, versteht sich! Wenn ich mir nun vorstelle: ich todt — Du ganz allein, Dir selbst überlassen auf der weiten Welt — Du, ein unerfahrnes, ein hübsches Mädchen; ein Mädchen, mit einem Herzen, das sehr reizbar ist — ach, lieber Gott, eine zarte Weinrebe, ohne einen Stab, um den sie sich schlingen kann; eine liebliche, aber

auch schwächliche Winde am Bach, an der jeder Vorübergehende reißt, die vielleicht mancher tritt — —

Der gute Vater sprach dies mit inniger Rührung. Emilie war sehr bewegt. Sie sagte:

Nein, nein! Gott wird meine Bitten erhören, und Ihnen noch lange Ihr Leben erhalten. Da bleibe ich bey Ihnen, und bin ja besser versorgt, als irgendwo —

Liebes Kind —

fiel der Vater ein, indem er sich wieder in den vorigen Ton hinauf zu stimmen bemühete;

das ist eigentlich nichts gesagt. Gott wird mich länger leben lassen, wenn's uns gut ist, das ist wahr: aber ob es uns gut ist, das wissen wir eben nicht. Ueberdies bist Du ein zu verständiges Mädchen, als daß Du glauben solltest, die einzige Bestimmung Deiner schönsten Lebensjahre sey, einen alten Mann zu warten und zu pflegen — und wenn der Mann Dein Vater wäre. Du bist nun im Stande, Deine edlere, angeneh-

mere, und eigentliche Bestimmung zu erfüllen: Du kannst heyrathen, einen braven Mann glüklich machen, der Welt Kinder schenken, und sie zu guten nüzlichen Mitgliedern der Gesellschaft auf Erden, zu unsern Freunden im Himmel erziehen — — Höre, liebe Emilie, ich spreche nicht ohne Ursache so ernsthaft jezt hiervon — —

Emilie horchte erröthend hoch auf. Der Vater bemerkte ihre gespannte Aufmerksamkeit und fuhr fort:

Nun ja — nicht ohne Ursache! Du mußt es wissen: man bewirbt sich um Dich. Davon hernach. Jezt sage mir vor allen Dingen aufrichtig, wie Du es immer gegen mich gewesen bist — Du kennest doch so manchen artigen jungen Mann, der bey uns aus und eingehet: hat Dein Herz gewählt? —

Nein, mein Vater!

sagte Emilie standhaft und unbefangen. Der Vater fuhr fort:

Oder habe ich mich vielleicht zu stark ausgedrückt? Eure jetzige superficielle Sprache in solchen Dingen ist mir nicht geläufig. — — Hast Du — wie denn nun? — hast Du auch nichts Liebes so heimlich ins Herz geschlossen?

E. Sie würden mein erster Vertrauter gewesen seyn!

G. Brav, wie meine Emilie immer! Aber Du bist ein unschuldiges, unerfahrnes Mädchen: bey Leutchen wie Du, kann eine aufrichtige starke Neigung im Herzen nisten, ohne daß sie selbst wissen, was sie aus dem Gaste machen sollen. Also — —

Er nahm nun als Menschenkenner und erfahrner Mann das Mädchen in etwas strengere Inquisition, ging die Symptomen solcher heimlichen Neigung leise Stück vor Stück durch, und fand, daß ihm Emilie vorhin mit aller Aufrichtigkeit geantwortet hatte. Einige zuweilen anfliegende leichte Röthe nahm er für das, was sie bey einem unschuldigen, lebhaft empfindenden, siebzehnjährigen Mädchen ist: für einen Beweis, daß sie siebzehn Jahr ist,

daß sie Lebhaftigkeit und ein Herz hat. Nun rükte er näher an:

Ja, wie gesagt, es schleicht manch hübsches Männchen um Dich herum. Besonders — — doch ich wünschte, Du errietheſt den Ehrenmann. Laß sehen! Wir wollen einmal die Fentchens, die so um Dich ihr Wesen treiben, die Revüe passieren lassen. Sag' mir von jedem Deine Meynung offenherzig.

E. Sie machen mich äusserst neugierig, lieber Vater.

G. Das will ich auch. Also — wie wenn's der junge T— wäre?

E. Ich soll also ganz offenherzig sprechen?

G. Allerdings!

E. Ich will es Ihnen nicht leugnen: er hat mich zuweilen mit seinen — Zärtlichkeiten, wie er's nennt, verfolgt: aber er that das schon in den ersten drey oder vier Tagen, da er in unser Haus trat, und ich bin überzeugt, er bringt seine einstudierten Süßigkeiten eben so eifrig bey zehen andern Mädchen

an. Sollte er mich auch wirklich lieben, was doch gewiß der Fall nicht ist: würde der Mann, der so geschwind liebt, auch beständig lieben?

G. Sieh doch, Kleine, Du scheinst in Deiner Theorie ziemlich weit gekommen zu seyn. Aber Du hast recht. Auch war der mein Mann nicht. Wie, wenn es der Doktor B — wäre?

E. Liebster Vater —!

G. Immer heraus mit der Sprache!

E. Er ist sehr reich —

G. Ein Anstoß das?

E. Und scheint mir von den Fehlern gar nicht frey zu seyn, die reiche Leute in der Regel haben: Verschwendung, Pomp im Großen, Knickerey im Kleinen; und dann ein gewisses drückendes, eigensinniges, herrisches, hartes Wesen gegen die, die weniger, oder gar nicht reich sind. Nimmt sich der Doktor ein nicht reiches Mädchen, so will er gewiß nur eine Sklavin seines Eigensinnes haben, der er an den Galatagen seine

Perlen umhängt, und in der Einsamkeit Thränen dafür auspreßt — —

G. Nein, sag' mir, Mädchen, wo Du das her hast? Du sprichst wie ein Buch, und noch dazu, wie ein gescheites! Auch der war mein Mann nicht. Wie, wenn's der Hofrath R— wäre? —

Der Hofrath R—?

G. Ja, der Hofrath R—! Nun?

E. Der — der kann es nicht seyn!

G. Und warum denn nicht?

E. Das ist gerade der, der mir die wenigste Aufmerksamkeit bezeigt —

Der gute Alte lachte herzlich:

Fehl geschossen, mein Töchterchen! Der Hofrath ist kein süßer Herr, der die Empfindungen seines matten Herzchens, wie blasse schnell verlöschende Leuchtkugeln, immer über die Zunge spielen läßt. Er spricht wenig: fühlt und handelt aber vielleicht desto mehr — wie dergleichen Leute immer. Nun — was hättest Du an dem auszusetzen?

E. Wahrhaftig nichts! —

Nichts? Nichts?

fiel der Vater mit sichtbarer Freude ein.

E. Nichts! Aber — —

G Es gehört mehr dazu, als nichts an Jemand auszusetzen zu finden, um ihn zum Manne zu nehmen — meynst Du. Da hast Du wieder Recht. Deshalb dränge ich Dich auch gar nicht. Untersuche Dich und ihn etwas genauer. Ueberlege die Sache, so lange Du willst, und — nichtwahr, meine gute Emilie, Du behältst Deinen Vater zum Vertrauten? —

Emilie fiel ihm innigst gerührt um den Hals und versprach es heilig.

Noch Eins —

fezte Vater G— nach einer Pause hinzu;

ich selbst halte nicht viel von den Liebhabern, die ihre Liebschaften mit Vater oder Mutter anfangen: aber glaube nicht, daß der Hofrath dies gethan hat. Ich hatte nicht etwa den Auftrag von ihm, so weit

in den Text mit Dir zu gehen, als ich gegangen bin. Um das Einzige bat er mich: zu erforschen, ob Dein Herz noch frey wäre. Und das verdenke ich ihm nicht: denn Leute wie er, die über die ersten Jünglingsjahre hinaus sind, sind — eben weil sie bescheiden von sich selbst denken, und die Verdienste Anderer schätzen, in solchen Dingen oft schüchterner, als es nöthig ist — Nun geh', liebe Tochter, und mache Anstalt für das Gesellschaftchen, das ich Dir zu Ehren für diesen Nachmittag und Abend gebeten habe. Mache ja, daß wir recht vergnügt seyn können. Ich muß noch einige Stunden aufs Komtoir.

Er wollte gehen, kehrte aber nochmals um:

Noch ein Wort! Du kennest die Tochter des geheimen Raths F—?—

Ja, ein schönes und sehr angenehmes Frauenzimmer. —

Nun — und der Vater die rechte Hand des Finanzministers bey unserm ökonomischen Fürsten —! Ich weiß von sicher

rer Hand, es ist dem Hofrath von weitem her zu verstehen gegeben worden, sich um die Tochter zu bewerben: er hat es abgelehnt, weil sein Herz schon gewählt habe! Bedenke das auch ein wenig!

Er ging fort. Emilie ging auch. Ach, wie voll hatte sie das Köpfchen! Sie hätte gern die sonst liebe Gesellschaft für heute zu Hause gelassen, um sich nur die Sache recht von Grund aus und von allen Seiten auszulegen. So that sie darin so viel, als sich, in einigen einsamen weggestohlnen Stündchen thun ließ.

Der Herr Hofrath ward natürlicher Weise vor allem in Deliberation genommen. Sie mußte sich gestehen, er sey ein sehr hübscher, verständiger, gefälliger, angenehmer, unterhaltender Mann; ein Mann, wegen seiner Geschiklichkeit von Jedermann geschäzt, wegen seiner Rechtschaffenheit von Jedermann geehrt, wegen seiner Menschenfreundlichkeit von Jedermann geliebt; ein Mann in einem angesehenen Amte, mit

noch größern Aussichten für die Zukunft; nicht zu reich, um ihr zu ungleich zu seyn, nicht zu arm, um sie ihres nicht ganz geringen Vermögens wegen zu begehren; ein Mann, der überdies um ihretwillen ein Mädchen ausgeschlagen hatte, das schön, angenehm, reich war, durch das er auf ein ansehnliches Glück rechnen durfte —! Vorzüge genug!

Nur ist er fast immer so ernsthaft —

fuhr sie in ihrem langen Monolog fort;

Wahrscheinlich eine Folge seiner vielen ernsthaften Arbeiten. Aber wenn er jezt schon so ernsthaft ist — —! Doch vielleicht fehlt's ihm gerade an einem muntern Geschöpf, das ihn, nach vollbrachter Arbeit, aufheitert: und wenn er das fände — vielleicht würde er dann ganz anders! — Aber unsere Jahre —: sehr verschieden! Er gewiß ein bis zwey und dreyßig: ich siebzehn! Beynahe Er noch einmal so alt! Laß uns einmal rechnen! Wenn ich zwanzig bin, Er fünf und dreyßig!

Hier schüttelte sie sehr bedenklich das Köpfchen. —

Wenn ich dreyßig bin, Er fünf und vierzig! Ey nun — das klingt schon nicht so schlimm. Ein gesunder Mann von fünf und vierzig und eine Frau von dreyßig gehen so ziemlich gleich: man sagt von beyden, sie sind noch in ihren besten Jahren. Und weiter hin kommen sie einander noch näher; von der Frau von vierzig und dem Mann von fünf und funfzig sagt alle Welt gleichmäßig: die Leutchen sind freylich nicht mehr jung, sie kommen nun auch in die Jahre — ! —

Gegen das Ende dieses arithmetischen Versuchs, war sie mechanisch an das Fenster getreten, das auf die Straße ging. Auf einmal erröthete sie über und über, ein kleiner Schauer überlief sie, sie stokte bey den lezten Worten, und ging geschwind vom Fenster weg. Die Ursache davon können wir deutlicher angeben, als wohl Emilie selbst: wenigstens wollte sie sie nicht so deutlich gestehen — nicht sich selbst, wie viel weniger Jemand anderm.

Theodor Will — ein junger Gelehrter, der vor jezt als Volontair in einem Departement arbeitete, um, wie so mancher, dadurch desto eher einen Engel zu gewinnen, der für ihn das Wasser im Teiche Bethesda bewegte; übrigens ein Männchen von etwa vier- bis fünf und zwanzig Jahren, von gutem Herkommen, aber nichts weniger als reich; stets nett und geschmakvoll gekleidet, aber nichts weniger als kostbar; stets angenehm, munter, artig, aber nichts weniger als geckenhaft; dabey einer der schönsten jungen Männer, die D — n aufweisen konnte —: dieser Hr. Theodor Will wohnte Emilien gegen über. Es konnte wohl nicht fehlen, daß sich beyde Leutchen nicht oft hätten sehen sollen: aber gesprochen hatten sie sich nie. Emilie wußte nicht einmal so viel von ihm, als der Leser weiß; ja der junge Mann war so kalt, oder so schüchtern, oder so verliebt, daß er sie, ihres Wissens, noch nicht einmal fest ins Auge gefaßt hatte, wenigstens daß er nicht einmal sie zu bekomplimentieren pflegte. So viel ist schon war, daß er, wenn Emilie etwa ausging, sie, so weit er konnte, hintennach mit den Augen verfolgte: sie merkte nun wohl so Etwas, hätte sich um keinen Preis umgesehen, blieb aber doch,

wenn ihr etwa eine Bekannte begegnete, lieber hier, als in einer andern Straße, ein Weilchen bey ihr stehen. Wahr ist auch das: wenn der junge Herr noch so eilig die Straße herauf kam, so trat er doch etwa die lezten zwanzig Schritte vor seiner Hausthür so langsam daher, maß die Schrittchen so klein ab — — Auch das kann nicht geleugnet werden, daß die fleißige Emilie gewöhnlich mit dem Glockenschlage Eins, wo das Departement geschlossen wurde, vom Arbeitstischchen aufstand, und mit ihrem Nähezeug oder Strickstrümpfchen hinter den Vorhang trat; daß, wenn Er vielleicht mit einem Buche am Fenster stand, sie — nicht etwa hinaus gukte: aber doch oft, wenn man auch das Mädchen nicht sahe, ein verrätherischer Vorhang ein wenig zitterte. Und was dergleichen kleine Spiele einer jugendlichen, leichten, zur tändelnden Liebeley aufgelegten Phantasie von beyden Seiten mehr waren.

Eben hatte es nun gleichfalls Eins geschlagen; der Herr Theodor Will war seine Hausthür hineinpassiert, und Emilie was, wie wir wissen, auf einmal hocherröthend hinter dem

Vorhang weggeeilt: denn — so erklärte sie die Sache, gleich nach Ein Uhr pflegte ihr Vater vom Komtoir zu kommen, und sie hatte über der Ehestandsrechnung beynahe den Tisch vergessen — was Andern sehr oft so gehen soll.

Ueber Tische speißte sie mit ihrem Vater und einigen Handlungsbedienten: das Gespräch war also allgemein. Man war munter, und alles vom Vormittag schien bey Emilien vergessen. Nach Tische besorgte sie die wirthschaftlichen Angelegenheiten wegen der kleinen Fete für Nachmittag und Abend, und darüber war alles vom Vormittag beynahe vergessen.

Die Gesellschaft fand sich ein. Sie bestand aus einigen Verwandten, aus den oben angepriesenen drey Liebhabern — wovon der erste als Sohn eines Handlungsverbundenen mit G— oft gegenwärtig war, der zweyte als Hausfreund, der dritte — gleichfalls. Weiter waren vorhanden ein kleines blühendes Florilegium von Emiliens Freundinnen, und verschie-

dene für uns unbeträchtliche Personen. Keines wußte die nähere Veranlassung zum Feste: mithin blieb Emilie von überlästigen Glükwünschungen frey.

Nach dem Kaffee sezten sich die Herren und einige alte Damen zum Spiel: die Mädchen gingen mit ihrer Freundin auf deren Zimmer. Alles war heiter und guten Muths. Die liebe Wirthin war gar nicht auffallend, aber äußerst nett und angenehm gekleidet. Sie war das zwar immer — damals war dies noch allgemeine Sitte: aber heute war ihr Anzug denn doch noch etwas auserlesner, als gewöhnlich. Mit allerliebster Geschäftigkeit war sie überall, und ohne das gewöhnliche Geräusch und Aufheben vieler jungen Damen, wenn sie die Figur der Wirthschaftlichkeit machen wollen. Kein Mensch konnte ihr den herzlichsten Beyfall versagen. Besonders verlohr der gute Hofrath am Tarokktischchen einmal den Pagat ultimo, weil das Mädchen gerade Etwas um ihn herum zu schaffen hatte.

Gegen Abend wurde Emilie, eben da sie sich bey ihren Freundinnen befand, von ihrem Mädchen herausgerufen.

Mamsell, hier ist ein Brief an Sie, nebst diesem Paketchen.

An mich? Du bist irre —

Zuverlässig an Sie —

Von wem denn?

Das würden Sie schon aus dem Briefe sehen, sagte der Bote.

Wo ist denn der? —

Fort — Es war ein kleiner artiger Knabe: er wollte durchaus nicht warten: es mußte ihm wohl so befohlen seyn.

Emilie fand die Sache ein wenig sonderbar, ging mit den Herrlichkeiten in ein Zimmer allein; wollte vor allen Dingen den Brief aufmachen, machte aber doch zuerst das Paketchen auf. Eine elegante Kapsel war darin, und in dieser eine sehr schöne diamantne Halstuchnadel, wie man sie damals trug, und zwar im neuesten Geschmack gearbeitet. Emilie schüttelte das Köpfchen und besahe sich die in der That sehr schöne Nadel von allen Seiten.

Woher das seyn mag?

sagte sie zu sich selbst, indem sie die Steine gegen das Licht spielen ließ —

Vom Onkel? — Unmöglich! Der ist viel zu geizig! Wenigstens hätte mir sie der in voller Versammlung gegeben. — Von der Tante? — Auch nicht! Die ist eine zu große Liebhaberin von Antiquitäten, um so Etwas modernes zu kaufen. Vom Hof..? — O ich einfältiges Ding! hab' ich doch einen Brief dabey, der alles aufklären muß. Geschwind!

Sie erbrach schnell und las:

„Eine Person, die an allem, was Sie betrifft, sehr lebhaften Antheil nimmt, hörte neulich im flüchtigen Gespräch den Tag Ihrer Geburt nennen. Dieser Tag war ihr viel zu wichtig, als daß er ihr nicht hätte im Gedächtnis bleiben sollen. Heute ist er. Möchte beyliegende Kleinigkeit Ihnen doch einen ganz geringen Beweis geben, wie sehr diese Person wünscht, Sie an diesem schönen Tage vergnügt zu sehen!" —

Er spielt den Unbekannten — kein Name! fuhr sie fort, indem sie nun eben so unverwandt in den Brief, als vorher auf die Nadel sahe —

Eine Art Liebhaber ists — Auch Einer, der heute hat herkommen wollen: er will mich ja vergnügt sehen. Welcher nun? — Das will ich bald erfahren. Wenn ich des Abends die Herrn zu Tische rufe, stecke ich meine Nadel an, und mache mir um jeden etwas zu schaffen. Wer der artige Geber nicht ist, der bemerkt sie nicht, oder etwa so, wie ich des Doktors schönen Ring: wer es ist — — Gut! gut! — Aber vor allen Dingen muß das Väterchen die Sache wissen! —

Sie ließ sich ihren Vater herausbitten, zeigte ihm die Herrlichkeiten, und theilte ihm ihr Plänchen mit. Er war erst verwundert und schien nicht ganz zufrieden zu seyn.

Zeige mir doch den Brief noch einmal — sagte er dann; sahe die Handschrift scharf an —: da heiterte sich seine Miene auf. Er schien sich nun sogar zu freuen, und war zufrieden

mit der — Versuchungsgeschichte, die seine Emilie anspinnen wollte.

Die Sache wurde gemacht, und vorerst die Nadel mit aller Zierlichkeit in das schneeweiße Tuch befestiget. Nur kam dies kleine Staatsgeschäft nicht so schnell zu Stande, als man glauben sollte: indem eine gewisse ahndungsmäßige Aengstlichkeit ihr den Busen so hob und senkte, daß manche Versuche mislingen mußten, bis die entscheidende Nadel ihre Blitze von ihrem neuen lieblichen Platze umher streuen konnte. Emilie schien sich selbst darob zu verwundern, errörhete ein wenig, und machte endlich ein ungeduldiges krauses Gesichtchen.

Die Tafel war nun geordnet, und die liebe Wirthin trat in das Zimmer der Spielenden mit der Bitte, wo möglich, sich zum Kassamachen anzuschicken. Sie gukte erst an den Tisch, wo Onkel und Tante saßen. Diese bemerkten sie kaum, geschweige denn ihre Nadel.

„Weiter avanciert —!“

sagte sie zu sich selbst — und trat an den Tisch, wo ihr Vater mit den drey Anbetern

gespielt hatte. Sie standen eben auf. Emilie war dem Doktor am nächsten: sie sprach einige Wörtchen mit ihm, er ließ einen Blick auf die Nadel fallen, aber der Blick sagte kein Sylbchen weiter, als: wie viel mag das Ding da kosten? — Wieder nichts — dachte Emilie. Indem trat der junge T— zu ihr:

Wie schön ist nicht unsre süße Wirthin heute —

lispelte er ihr halbverstohlen zu;

kunstlos geschmükt, wie eine Grazie, und freundlich, wie sie. Wie glüklich sind diese Brillanten: sie sind an Ihrer Brust!

Parodierend fiel Emilie ein:

Wie glüklich sind diese gewonnenen Zweygroschenstücke: sie kommen in Ihre Tasche! —

Der Hofrath hatte noch Etwas mit ihrem Vater am Tische zu berichtigen gehabt: jezt kamen beyde zu ihr. Der Blick des erstern fiel sogleich auf die Nadel — und der Mann, den die Unterredung mit seiner Fürstin nicht bestürzt machte, der sich überdies recht vorbereitet hatte, den Unwissenden zu spielen —

war voller Verlegenheit. Emilien entging das nicht. Welchem Mädchen von siebzehn Jahren entginge so Etwas! Sie wendete sich sehr freundlich und unbefangen zu ihm:

Nun? glüklich gewesen, Herr Hofrath? —

Ja, glüklich — recht sehr glüklich! —

Was? Sie glüklich?

fiel Vater G— ein;

haben Sie nicht mir allein dritthalbhundert Marken bezahlt? —

Ja — ja so — im Spiel meynen Sie —?

stotterte der gute Hofrath. Zu seinem Glück bemerkte der Hausvater so eben, daß die Gesellschaft warte, faßte also Matanten und führte sie ins Speisezimmer.

Die ganze Gesellschaft war sehr vergnügt über der Tafel. Emilie fuhr fort, die Wirthin mit aller Geschiklichkeit, Munterkeit und Artigkeit zu machen. Nur der Herr Hofrath war ziemlich still. Er blikte fleißig nach dem Ende der Tafel, vergaß eine Weile darüber das Essen, erschrak, weil er glaubte, man möchte es bemerken, und gerieth dann desto unbarm-

herziger über seinen Teller. Als man mitten in der Fröhlichkeit war, stand Vater G— auf, nahm sein Glas hoch, und rief:

Auf das Wohl meiner lieben Tochter, zu ihrem heutigen Geburtstage! —

„Geburtsfäg? Geburtstag? Sehen Sie doch — Geburtstag!“

ging es durch einander. Die ganze Gesellschaft folgte nun dem Vater mit lautem Glükwün-schen —

„Lebe lange —!

„Gesund und vergnügt! —

„Als unsre Freundin“ —

schallte es umher;

„Nach Gottes Willen“ —

sezte Matante hinzu;

„Glüklich und heiter“ —

der Doktor;

„Beglückend und erheiternd“ —

lispelte der zärtliche T— hintennach. Und in dem Moment ertönte ein Tusch im Nebenzim-mer, wozu der frohe Vater die Musiker heim.

lich bestellt und verstekt hatte. Der Hofrath rief nichts: aber eine Thräne drängte sich in seine Augen, und er trank in aller Stille sein Glas rein aus.

Emilie wurde überrascht und innigst bewegt. Auch in ihrem Auge zitterte eine Thräne, als sie der Gesellschaft dankte. Dann eilte sie zu ihrem Vater, wollte dankbar seine Hand küssen: er umarmte sie mit herzlicher Liebe und Freude. *)

---

*) Man schildert so oft und so gern Scenen der Traulichkeit, Liebe und Freude zwischen Aeltern und kleinen Kindern; wir freuen uns darüber so herzlich in Dichtung und Natur — und wir haben Recht. Aber warum schildert man nicht auch so oft und so gern dergleichen Scenen zwischen Aeltern und — zum Jüngling, zur Jungfrau gereiften Kindern? warum erfreuet man sich ihrer bey weitem nicht so, wie jener, in der Dichtung? Ist unser Zeitalter auch in dieser Rükſicht, wie in Rükſicht auf Kunst, nur das Zeitalter des Niedlichen? haben wir nur dafür noch wahren Sinn? hat dies nur für uns noch wahren Reiz? Geben wir einen Laokoon für einen Ganymed? einen Apollo für einen Engel von Guido? eine Raphaelische Verklärung für eine Geniengruppe von Guercino? — Nein, sagt man, sondern wir

Die Unterhaltung würde wirklich wehmüthig geworden seyn, hätte nicht eine sehr muntere Brünette, eine Freundin von Emilien und des zärtlichen T— Nachbarin, sich über dessen „beglückend und erheiternd" — lustig gemacht. So aber kam es bald in den vorigen Ton, wozu auch die Musik beytrug.

Da man vom Tische aufgestanden war, wollten einige der Herrn wieder ins Spielzimmer: aber — man weiß ja, wo Musik und junge Mädchen sind, da muß getanzt wer-

---

finden dergleichen Scenen seltner in der Dichtung, weil sie seltner in der Natur sind: und wer ist daran meistens Schuld? Die Kinder —! — Ist der erste dieser Sätze wahr? Das wäre traurig, rechtfertigt aber die Dichter und besonders die aus moralischen Zwecken erzählenden nicht; sie sollten vielmehr eben darin eine besondere Aufforderung für ihre Kunst finden. Ist der zweyte jener Sätze wahr? Das glaub' ich nicht — als Regel, nicht! Ich wenigstens finde zehnmal seltner einen Vater wie G—, als eine Tochter, wie Emilie, und zwar weil es wohl auch zehnmal schwerer ist, ein solcher Vater, als eine solche Tochter zu seyn. Warum das —? So fragst du wenigstens nicht, der du Vater oder Kind bist und in deinen Busen fühlst! —

den. Es geschah. Der Onkel, als Primas der Familie, führte zuerst Emilien, als Königin des Festes, in der Prunkmenuet auf. Der Hofrath tanzte sonst nicht; Emilie wußte das und es war ihr nicht recht: aber — sieh, er trat gleichfalls zum Ehrentanz. Zum zweyten war er schnell bey der Hand und erbat sich Emiliens Gesellschaft: und das Mädchen tanzte jezt doch anders, als vorher. Als sie beschlossen und der Hofrath ihr die Hand küßte, rus hete — freylich nur Emilien bemerkbar — sein Mund eine halbe oder drey Viertheilminute sehr heiß auf ihrem weißen Händchen. Und als er sie zum Stuhle zurükführte, flüsterte sie ihm zu:

Lieber Hofrath! Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! —

Mir? wie — mir —?

stammelte er heraus. Sie blikte auf ihre Nadel und sahe ihn an. Er war, als hätte er ein Schelmenstück vollbracht. Emilie lächelte, drückte sanft seine Hand, und gebot ihm mit einem Blick Stillschweigen, weil einige lauschende Freundinnen sie zu beobachten schienen.

So verflogen die Stunden des Abends. Nach Mitternacht schlichen sich die Alten fort, und Emiliens Vater blieb mit dem jungen Völkchen vergnügt bis gegen Morgen.

Die Sachen des Hofraths hoben sich nun von Tag zu Tag. Erst verdoppelte er seine vorher etwas sparsamen Besuche: nach und nach verzehnfachte er sie. Emilie wurde immer herzlicher und traulicher gegen ihn; sie fand ihn bey weitem nicht mehr so ernst, als sonst, und an seine dreyßig wurde gar nicht mehr gedacht. Auch blieb sie um Ein Uhr am Arbeitstischchen sitzen und die Vorhänge hingen ruhiger.

Nur das machte dem guten Mädchen zuweilen ein skrupulöses Stündchen, wenn sie sich an die Liebenden in ihren Büchern und an ihre ehemaligen d ar ausgeschöpften ziemlich lyrischen Ideen von Lieben und Geliebtwerden — erinnerte. Es war damals die herzbrechende, thränenschwere, seufzer- und gedankenstrichvolle, weinerliche Periode der sogenannten eleganten Literatur in Deutschland. Emilie war nun allerdings ein viel zu natürliches und verständiges Mädchen, als daß sie in der

Wirklichkeit hätte suchen, oder auch nur sich wünschen sollen, was die empfindelnden Seelen auf dem Papier als Himmelswonne anpriesen: wenn aber eine Sache auch gar zu wenig Aehnlichkeit damit hatte, war es ihr doch nicht ganz recht. Die sich wie Strohhalmen gleichenden Liebhaber ihrer Bücher waren trübsinnig, betäubt, verzweifelt in kurzer Abwesenheit der Geliebten; sie schwärmten einsam in düstern Wäldern, auf Felsklippen umher, klagten den lispelnden Pappeln und rieselnden Quellen ihr Leid —; in Gesellschaft mit dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit waren sie stumm, nicht bey sich selbst, seufzeten, ohne es zu wissen; stahlen jezt einen Handschuh der Geliebten, um ihm verstohlen, doch vom Autor wohl bemerkt, einen brennenden Kuß der Sehnsucht aufzudrücken; suchten dann ein Blättchen auf, das der Rose an ihrem Busen entfallen war, und fuhren damit, schnell wie der Blitz, unter die Weste; trieben allerley Unwesen mit den Namen ihrer Herzenskönigsinnen; machten ellenlange Gedichte, Er an Sie, Sie an Ihn — und winzig kleine Haarringe, u. s. w. Von dem allen entdekte sie, weder am Hofrath, noch an sich selbst, Etwas.

Er war zutraulich, offen, lebhaft, freudig in ihrer Gesellschaft; sie war es in der seinigen. Er tändelte denn wohl zuweilen mit ihrer niedlichen Hand: aber bis zu Liebkosungen ihres Handschuhs brachte er's nie. Er war nun wohl zuweilen ein wenig zerstreuet, verlohr sich in ihrem Anblick: gab aber doch immer noch vernünftige Red' und Antwort. Ja, er vermochte es, sogar wenn er mit ihr allein war, Gespräche anzufangen und mit aller Besonnenheit fortzusetzen, die von nichts weniger als Liebe handelten.

Nein —

unterbrach sie solche vergleichende Selbstprüfungen;

ist jenes nur wahre Liebe: so liebt R— mich nicht, und ich ihn nicht! —

Sie ließ sich nun von dem Quentlein Romanenschwung, das ihre Phantasie gewonnen hatte, nicht etwa leiten: aber es bewirkte doch, daß sie sich vornahm, mit dem entscheidenden Ja etwas lange zu zögern, obgleich den Hofrath mit aller Herzlichkeit und — Freundschaft zu behandeln.

Das nahm sie sich vor und ausgelegt war die Sache: aber der Zufall trieb sein gewöhnliches Spiel und lachte ihrer Plane. Das Mädchen saß einst mit ihrem Strikstrümpfchen bey ihrem Vater und las ihm vor. Es war schon ziemlich spät Abends. Auf einmal stürzt der Hofrath ins Zimmer, erschrocken und blaß.

Mein Gott, was giebt's?

Was ist Ihnen, lieber Hofrath?

riefen Vater und Tochter zugleich.

Da — lesen Sie! lesen Sie!

antwortete er hastig —

Dies Billet erhalte ich so eben vom Sekretair des Ministers L — —

Der Vater nahm und las. Emilie konnte so lange nicht warten —

Nein, sagen Sie nur —

Emilie, ich soll fort von hier —

Wie? fort —?

Fort von Ihnen — Der Hof schikt in geheimen Angelegenheiten den Grafen B —

nach Wien; dieser hat sich mich zum Gehülfen beym Herrn erbeten: morgen soll ich deshalb zum Minister —

Ey, mein Gott, wie haben Sie mich erschrekt! Dachte ich doch — — Aber es wird doch nicht so geschwind gehen?

Ach, schon künftige Woche —

Pfuy, das ist garstig! Aber doch nicht auf lange?

Wenigstens auf ein Vierteljahr: wahrscheinlich noch länger —!

Ah, das ist sehr unartig!

Emilie, Sie sind so ruhig, so gleichgültig dabey —!

Nicht ruhig, noch weniger gleichgültig, bester R —!

sagte sie sanft und schmeichelnd.

Sie nehmen nicht Theil an mir —

Den herzlichsten — gewiß den herzlichsten! —

Der Vater war indeß mit Lesen fertig geworden —

Nunu —

fing er an;

das Unglück ist noch zu ertragen! Ohnfehlbar ein neues Mittel zu noch größerm Glück für Sie.

Ach, hier war ich glüklich —

rief Er, und faßte Emiliens Hand. Emilie ließ sie ihm, und sagte mit einem warmen Druck der seinigen:

Guter, lieber Freund —!

Emilie — meine, meine Emilie!

rief er aus. Das Mädchen sank an seine Brust. Er umfaßte sie, sie schmiegte sich an ihn, sie blikte empfindungsvoll zu ihm auf, er küßte ihre glühende Wange:

Emilie —

rief er innigst bewegt;

Sie können mich glüklich machen — unaussprechlich glüklich! Ich liebe Sie, herzlich und treu: können, wollen Sie mein seyn?

Edler, vortrefflicher Mann —

stotterte das Mädchen;

ich — schon längst —: hier — hier ist mein Vater!

Dank! tausendfacher Dank!

Er wendete sich an den Vater, der mit Thränen in den Augen der Scene zugesehen hatte —

Mein bester Freund sind Sie; wollen Sie auch mein Vater seyn?

Gott seegne meinen vortrefflichen Sohn und meine gute Tochter, die mir mein Alter zum glüklichsten Theil meines Lebens macht — rief der Vater aus.

Sie umarmten sich alle drey, und ruheten eine Weile in dieser schönen rührenden Gruppe. Der Vater blikte dankbar gen Himmel, und leitete auch seiner Kinder Blicke dahin. Der Engel sanfter häuslicher Freuden umschwebte sie mit frohem Wohlgefallen.

Der erste Sturm der Empfindung ging vorüber, das Herz fand wieder Worte, das Gespräch ward ruhiger. Emilie und der Hofrath versicherten einander ewige Treue, und — waren Braut und Bräutgam. Sie blie-

ben bis spät in die Nacht mit dem Vater beysammen, und man beschloß, um alles unnöthige Gerede zu vermeiden, die Sache bis nach der Zurükkunft des Hofraths geheim zu halten.

Die wenigen Tage, die dieser noch bis zu seiner Abreise übrig hatte, verflogen wie Stunden; die Stunden, welche ihm seine Geschäfte erlaubten Emilien zu schenken, wie Minuten. Der Abschiedstag kam. Manch Thränchen ward geweint. Am Ende tröstete man sich mit frohem Wiedersehn, versprach desto öfter zu schreiben — und was des Dinges mehr war. Jezt noch ein Lebewohl, und fort war der Hofrath.

Emilien ward nun freylich das große weite Haus gewaltig klein und enge. Ueberall war's ihr nicht recht. Sie nahm tausenderley vor, um tausenderley wieder wegzuwerfen, bis sie endlich gleichsam mechanisch zum Schreibschrank kam. Sie wußte selbst nicht, was sie schreiben wollte, und ehe sie sichs versahe, standen recht zierlich die Wörtchen: mein geliebter

Freund — auf dem Papier. Sie lächelte ein wenig; es kam ihr selbst wunderlich vor, an ihn zu schreiben, da er vielleicht kaum eine Meile entfernt war: und während es ihr noch wunderlich vorkam, waren schon einige Zeilen geschrieben. Eine Seite nach der andern wurde voll: und das heiterte Emilien einigermaßen auf.

Süße Unruh der ersten kleinen Trennung einer ersten glüklichen Liebe! leichter, überhinstreichender Schatten auf der Blumenwiese, die die Sonne bestrahlt! Klaget immer, ihr Getrenneten, über Unterbrechung eurer Freuden, über Einsamkeit, Entbehrung, über Sorgen und Bekümmernisse von mancherley Art: die wundervolle Liebe schafft selbst daraus eine neue Gattung lieblichen Genusses. Ihr sehet euch wieder — und seyd dann nicht nur froher: ihr seyd auch der reinen Freuden der Zärtlichkeit würdiger, weil ihr ihrer fähiger seyd — ihr seyd besser! —

Der reisende Liebhaber schrieb gleichfalls fast aus jedem Orte, wo er übernachtet hatte, und wenn auch nichts in seinen Episteln stand, als zehen und wieder zehen Variationen über

das bekannte Thema, daß er sie liebe, daß ihr Bild ihm überall folge, und so weiter: so war doch das Mädchen nicht im mindesten über diese Mannichfaltigkeit in der Einheit unge-halten.

Jezt kamen die Reisenden in Wien an. Der gute Hofrath bekam alle Hände voll zu thun; und da ihm überdies zuweilen das Bild seiner Emilie, statt des Schlußsatzes einer lan-gen, schwierigen, diplomatischen Deduktion, in die Seele schlich: so war es kein Wunder, daß, bey aller Geschiklichkeit, bey allem Fleiße, die Arbeit nicht mit der erwünschten Schnelligkeit fördern wollte. Seine Ehre trieb ihn an — er arbeitete die ganzen Tage und oft einen großen Theil der Nächte, und lebte in der geräuschvollen Kaiserstadt, wie im Kapuziner-kloster. Er klagte sein Leiden seiner Herzens-gebieterin — nicht nur, weil er auf diese Weise ein Jahr in Wien leben könnte, ohne Wien gesehen zu haben: sondern hauptsäch-lich, weil seine traurige Lage es ihm unmög-lich machte, sich so oft mit ihr zu unterhal-ten, als er wünschte. Er schrieb dennoch an sie so oft, als nur immer möglich: aber es

konnte nicht anders seyn — seine Briefe mußten dennoch etwas seltner, als anfänglich, und um ein beträchtliches kürzer seyn.

Emilie war ein verständiges und sehr braves Mädchen — das hat seine Richtigkeit: aber auch dergleichen Geschöpfchen bleiben doch — Mädchen: das hat seine Richtigkeit gleichfalls. Mädchen, von Kindheit an zu Beschäftigungen gewöhnt, welche gar wohl Muße und Aufschub erlauben, oder allenfalls mit einigen sauern Stündchen, höchstens mit einigen sauern Tagen abgefertigt sind —: Mädchen können sich eben so selten einen wahren Begriff von den Arbeiten eines Geschäftsmannes machen, als der Geschäftsmann von den Arbeiten seines fleißigen Weibes. Er denkt, sie tändele umher; sie denkt, Er fange Grillen.

Emilie war also mit den verkürzten Sendschreiben des Hofraths sehr unzufrieden; klagte ihn, wenn das böse Stündlein kam, der Kälte, der Veränderlichkeit — und der Himmel weiß, wes allen — an, und wurde trübsinnig, zuweilen launisch. Der gute Vater gab sich alle Mühe, ihr die Grillen auszureden:

sie schwieg dann wohl, aber nicht überzeugt. Er suchte also andere Mittel hervor, sie aufzuheitern: bat ihr öfters eine kleine Gesellschaft, verwickelte sie in mancherley kleine Geschäfte, von denen er wußte, daß sie sie gern that, ging oder fuhr mit ihr aus: und das fruchtete schon mehr.

An einem schönen Frühlingstage schlug Vater G — in dieser Absicht Emilien eine Spazierfahrt auf ein Dorf, einige Stunden von der Stadt, vor —

Ich habe —

fuhr er fort,

deine Freundin, die muntre Mariane, bitten lassen: es wird dir wohl lieb seyn. Richte dich ein, daß wir gleich nach Tische fort können —

Emilie nahm die Güte ihres Vaters mit Dankbarkeit an, und sezte sich vor, recht vergnügt zu seyn. Mariane erschien, der Wagen fuhr vor, man rollte ab.

Die heitere, reine Luft, die sie anfächelte; der Gesang der Lerchen, die als freudigzirpende Punkte über ihnen schwebten; das frische Grün der Felder, worein leichte Lüftchen Wellen und Schatten brachten; Marianens — der schalkhaften Nachbarin des Herrn T— am Geburtstage — lachende Fröhlichkeit; Vater G —'s an Einfällen reiche Laune —: alles trug bey, der kleinen Gesellschaft guter Menschen die heiterste Stimmung zu geben. Man scherzte, man lachte, man erzählte Anekdoten, die Mädchen sangen sogar Liederchen: als auf einmal ein widriger Zufall alle Freude störte. Der schmale Weg ging eben an einem mäßigen Berge vorbey; auf der andern Seite war ein tiefer Graben. Indem hörten sie ihren Kutscher schreyen:

Halt! Halt —!

Und eine entferntere Stimme schriee:

Halt du! Halt —!

Sie sahen erschrocken heraus, und eine andere Kutsche kam gerade auf sie zu gefahren.

Halt doch, Christoph!

rief Herr G— seinem Miethkutscher zu.

Der hat eben so viel Recht dazu —

antwortete Christoph erbittert. Jezt waren sie an einander. Die Pferde waren vernünftiger, als ihre Regierer: sie standen mit den Köpfen gegen einander, buhsteten und sahen sich an.

Hundsvott! hast Du mich nicht klatschen gehört? warum hältst Du nicht vorm Hohlwege? he?

schriee G—'s Kutscher und sprang wüthend herab.

Den Henker hab' ich gehört: warum hältst Du nicht draußen? he?

schriee der andere und war gleichfalls unten.

Herr G— sprang heraus, zwey Frauenzimmer im andern Wagen erhoben ein Zetergeschrey, Emilie und Mariane zitterten; alles gute und böse Zureden war bey den Kutschern vergebens — sie wollten einander in die Haare.

Sucht doch lieber einander auszuweichen —

rief G—;

wir wollen helfen!

Kann ich den Berg 'nauf?

sagte der eine Grobian;

Kann ich in den Graben?

sprach der Andere. Eine Bewegung, die einer von ihnen mit der Peitsche gegen den Kopf des andern machte, machte G—'s Pferde scheu. Sie gingen in die Höhe. Nun war das Geschrei allgemein. Die Männer fuhren in die Pferde hinein: dies machte sie noch wilder — sie wollten den Berg hinan.

Gott erbarme sich —!

schrieen die armen Mädchen im Wagen. Mariane sprang heraus, und in dem Augenblicke, als Emilie folgen wollte, warf der Wagen um, und sie stürzte sinnlos zu Boden. Schrecken hatte alles starr gemacht. Selbst der gesezte G— war so außer sich, daß er nicht gleich zugriff. Emilie lag wie eine Todte. Sie wußte nicht, was mit ihr geschahe, und erwachte erst, als eine fremde Stimme in sie hineinrief:

Kommen Sie ins Leben zurück! Nur einen Blick! Nur einen Athemzug! Ach Gott — erwachen Sie doch! —

Mit einem tiefen Seufzer schlug sie die Augen auf: aber wie erstaunte sie, als sie sich auf einer Wiese — mehr gelegt, als gesezt, an den Sturz einer alten Weide gelehnt, vom Arme eines schönen jungen Mannes, der vor ihr knieete, umschlungen und festgehalten sahe.

Sie lebt! Sie lebt!

rief der Knieende in Entzückung.

Gott sey gelobt!

jauchzten der Vater und Mariane. Mariane hatte sich beym Springen nur wenig beschädigt: war aber vor Schrecken so entkräftet, daß G— sie aufrecht erhalten mußte.

Ach, mein guter Vater — Mariane —

sagte Emilie schwach;

sind Sie wohl? Gott sey Dank! —

Ein Blick auf den sie noch immer unterstützenden Mann färbte ihre blasse Wange mit ein wenig Purpur —

Sey ruhig, meine Gute —

sagte G—,

wir sind alle wohl, und fürchteten nur für Dich. —

Sie suchte sich sanft aus den Armen des schönen Jünglings los zu machen, der sie mit großen blauen Augen stumm anstarrte.

Was ist mit mir geschehen?

fragte Emilie. Der Vater antwortete:

Du wärest vielleicht nicht mehr, gute Tochter, wenn uns Gott nicht den edlen jungen Mann zu unsrer Rettung geschikt hätte. Ach, mein Herr —

indem er traulich seine Hand faßte —

wie danke ich Ihnen? —

Jezt erst schien dieser aus seiner Betäubung zu erwachen:

Nichts, nichts, mein Herr, von Dank. Was hab' ich denn gethan? Nichts, was ich nicht für jeden Bettler thun mußte. Und für wen that ichs —!

Die lezten Worte schienen ihm zu entwischen, im vollesten Sinne des Worts: denn das lezte zerdrükte er mit der Zunge, indem es darüber schlüpfen wollte — wie, wenn man eine Unbe-

sonnenheit sagt, und, indem das lezte Partikelchen herauswill, sich besinnet, daß es eine Unbesonnenheit ist. Wenigstens wurden seine Wangen wie mit Karmin überzogen. Aber die Gesellschaft war nicht in der Ruhe, wo man auf so etwas merkt. Ob es Emilien entging, ist schwerer zu entscheiden. G— fiel ihm in die Rede:

Nein, nein! Meine Tochter muß wissen, was sie Ihnen verdankt.

Der junge Mann wollte Etwas einwenden: aber der Vater, der durchaus keinen Verdacht der Undankbarkeit auf seine Emilie kommen lassen wollte, ließ sich nicht stören, sondern erzählte: daß in dem Augenblicke, da sie herausgestürzt sey, auch die andern Pferde scheu geworden wären; daß sie gerade vor deren Füßen gelegen habe und also gewiß von ihnen getreten worden sey — denn Er und alle Anwesende wären vor Entsetzen wie an den Boden gefesselt gewesen und keiner würde sie gerettet haben, wenn nicht dieser junge Mann zugesprungen wäre, die Pferde mit äußerster Lebensgefahr bey den Mähnen gepakt, niedergerissen, festgehalten und dann zurükgetrieben hätte. Nun hätten er und

die Kutscher erst wieder Leben bekommen; sie hätten ihm beygestanden, die Pferde zu besänftigen; der Unbekannte sey nun zurück zu ihr, die noch empfindungslos gelegen habe, geeilt, habe sie sanft auf die Wiese getragen — das Uebrige wisse sie.

Emilie hatte sich während der Erzählung gezwungen aufzustehen. Es gelang ihr auch. Aber sie konnte sich nicht erhalten, stützte sich also auf ihren Retter, und sagte mit viel Empfindung:

Ihnen verdank' ich also mein Leben — Ach, mein Herr, wie kann ich ——

Mademoiselle —

fiel er ihr bittend und sanft abwehrend ins Wort; wendete sich ein wenig von ihr weg und sagte:

Welch ein Tag für mich!

Mariane, welche bey dieser Scene wohl die meiste Langeweile haben mochte, erinnerte endlich wohlweißlich, daß man doch vor allen Dingen darauf denken möchte, wie man unter irgend ein Obdach käme, wo die zerrissenen Kleider und andere Ungehörigkeiten nach Möglichkeit in Ordnung gebracht werden könnten.

Die Kutscher,

fuhr sie fort,

sind nun auf einmal wieder einig, und schaffen den Wagen mit den zwey Damen zurük. Aber unser Wagen ist, nach dem Fluchen des Kutschers zu urtheilen, sehr beschädigt. Und wenn auch dies nicht wäre: um aller Welt willen würde ich mich dem Manne nicht wieder überlassen.

Ums Himmels willen nicht —

stimmte Emilie ein.

Nein, nein,

sagte der junge Herr;

gedulden Sie sich nur noch einige Minuten hier — Ich reite sogleich ins Dorf zurük — der Pfarrer ist mein Freund — mit Vergnügen giebt er Ihnen seine Pferde und seinen Wagen — —

Bey den Worten: ich reite — sahe sich die Gesellschaft nach seinem Pferde um; jezt that er's selbst: aber nichts war von dem Thiere zu entdecken. Es hatte nehmlich, da sein Herr

zur Hülfe herabsprang und es so ganz seiner eigenen Disposition überließ, nicht für nöthig befunden, das Ende der Sache abzuwarten; und an seinem Herrn lag es nicht, daß es nicht noch heutges Tages läuft.

Mariane, so krank sie war, konnte das Lachen nicht verbergen. Dem Herrn selbst schien der Umstand ein wenig komisch.

Thut nichts —

fing er lächelnd an;

den Augenblick bin ich mit Pferd' und Wagen bey Ihnen! —

Und nun im Huy auf und davon, über Gräben und Steine queerfeldein dem Dorfe zu.

Kaum war er weg, so ging das Lobpreisen an:

Welche Gutmüthigkeit!

Die Gefälligkeit selbst!

So viel Fassung!

Was wäre ohne ihn aus uns geworden!

So ging es durch einander. Man brachte die Geschichte von seinem Pferde. Mariane lach-

te. Emilie nahm sie aber sehr hoch auf. Der Vater sagte:

Du hast recht. Sich so ganz zu vergessen, zeigt von einem sehr theilnehmenden, uneigennützigen, edelmüthigen Herzen —

Das scheint er wirklich zu haben —: und — eine bildschöne Figur!

sagte Mariane, und faßte bey den lezten Worten Emilien scharf ins Auge. Diese zwang sich ein eiskaltes: „Auch das" — ab.

Man hielt nun Rath, ob man vollends zum Freunde des Herrn G— fahren, oder nach Hause wollte: und alle wünschten das lezte. Indeß man noch Gründe dafür anführte, kam der liebenswürdige Retter schon mit einer viersitzigen Chaise auf einem Feldwege herbeygejagt. Er stand im Wagen, regierte selbst die raschen Pferde mit der Miene eines altrömischen Triumphators, und fuhr, als wollte er dem Tode entwischen. Jezt hielt er, sprang herab, lud im Namen seines Freundes die Gesellschaft ins Dörfchen, und als man dafür dankte, befahl er dem Burschen des Pfarrers, der vorher hintenauf stand, die Herr-

schaften zu bringen, wohin sie befehlen würden; versicherte die Gesellschaft, daß sie sich auf den Kutscher verlassen könnte, und wollte, obgleich mit einigem Zögern, sich empfehlen.

Ey, bewahre Gott —

fiel Vater G— ein;

wir fahren zurück nach der Stadt: auch Sie scheinen dahin zu wollen?

Ja —!

Nun so werden Sie uns doch Gesellschaft leisten! Ihr Pferd ist ja ohnedies um unsertwillen voraus: und ich würde mir's nicht vergeben, irgend einer Person Dankbarkeit schuldig zu seyn, ohne ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Kommen Sie! wir wollen uns Mühe geben das Unangenehme des Vergangenen zu vergessen! —

Sie stiegen ein. Der junge Mann war die Artigkeit, die Munterkeit selbst.

Es ist mir —

sagte Herr G—,

als wenn ich das Vergnügen schon gehabt hätte, Sie zu sehen: und doch weiß ich

nicht wann und wo? Darf ich um Ihren Namen bitten? —

Ey ey, Emilie —! Es fehlte nicht viel, so hätte sie zugleich mit ihm geantwortet:

Theodor Will! —

Er sezte hinzu:

Vielleicht haben Sie mich von Ihrer Wohnung aus bemerkt: die meinige ist gegenüber.

Nun ward das Gespräch beziehender. Herr G— fragte von weitem her nach seinen Angelegenheiten in D—n, er fragte so fein als möglich, um vielleicht abzumerken, wodurch er ihm seine Dankbarkeit beweisen könnte; Emilie horchte hoch auf: aber noch weiter herum und noch feiner wickelte der Herr Theodor sich heraus, und verrieth nur so viel von sich, daß er hier sey, um eine Stelle zu erwarten, die ihm von einigen seiner Gönner am Hofe versprochen sey. Ehe man es sich versahe, hatte er die Unterhaltung ganz säuberlich von sich weggedrehet und saß — in der Dresdner Bildergallerie: weil er schon belauert hatte, daß G— Kenner, oder doch geschmakvoller Liebhaber

war, und auch die Damen gern Theil zu nehmen schienen. Da mußten denn Corregio's Nacht und Tizians Venus, Rubens schlafender Prophet und Guido's Engel, Cignani's Potiphars Weib*) und Vernets Landschaften,

---

*) Ist es erlaubt zur Beförderung des Vergnügens der Kunstliebhaber eine an sich hier unschikliche Anmerkung zu machen? Es ist mir eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl von Beschreibungen der Dresdner Bildergallerie oder doch Anmerkungen darüber zu Gesichte gekommen: überall fand ich, daß es, ich weiß nicht aus welcher Ursache, dem oben angeführten Stück, wie manchem verdienstvollen Menschen ergangen ist: man hat es ganz kalt behandelt — oder vielmehr gar nicht behandelt, sondern nur der Nummer nach angeführt, ohne alle besondere Hinweisung, welche jedoch nicht selten einem Dürerschen Pelzmantel, einem Rembrandtschen Bart, einem Cranachschen Spitzenputz zu Theil wird. Ich hoffe mir den Dank eines jeden, der wahre Kunst zu fassen, zu schätzen und zu geniessen weiß, zu verdienen, wenn ich ihn ganz besonders auf dies Blatt aufmerksam mache; und um dies vielleicht am besten zu bewirken, behaupte ich, auf die Gefahr der Heterodoxie wegen in Inquisition zu kommen, gerade hin: Cignani's Potiphera und Joseph (o der Joseph —!) gehörr unter die allerauserwähltesten zwanzig bis dreyßig Stücke jener unschäzba-

Wouvermanns See- und Dietrichs Schäferstücke — die Revüe passieren. Der muntere Theodor suchte das Gespräch noch allgemein schmakhafter zu machen durch Anekdoten aus dem Leben der Künstler, durch Bemerkungen über ihr Eigenes in der Wahl der Stoffe und deren Behandlung, über die verschiedenen Arten des Genusses ihrer Werke und der Werke der Kunst überhaupt: und selten hat sich wohl eine ganze Gesellschaft so ganz ohne Ziererey verwundert, schon zu Hause zu seyn, als diese, da der Wagen hielt.

Mariane war wirklich nicht ganz wohl und empfahl sich. Theodor wollte dasselbe thun: aber G— ließ ihn gar nicht darüber zu Worte kommen, so lieb hatte er ihn gewonnen. Er wurde ohne weiteres mit hinaufgenommen

---

ren Sammlung. Die Nachbildung der übrigens gewiß verdienstvollen chalkographischen Gesellschaft in Dessau ist nicht so ausgefallen, daß sie diesem köstlichen Stück mehrere Freunde anwerben könnte.

und zum Abendessen eingeladen. Mit sichtbarem Vergnügen nahm er dies an, und da Emilie, obgleich wirklich nicht ganz wohl vom Schrecken, dennoch mit vieler Munterkeit die Wirthin machte, und also nur ab- und zuging: so glaubte er dem alten Herrn keine bessere Unterhaltung geben zu können, als wenn er ihm wieder auf sein Steckenpferdchen hülfe. Der Weltmann wußte gar wohl, daß man den bey weitem nicht so unterhaltend findet, der noch so angenehm, lehrreich und witzig spricht, als den, der dem Andern Gelegenheit giebt, von seinen Lieblingsdingen selbst zu sprechen; und daß man den Ruhm des angenehmsten unterhaltendsten Mannes aus der Gesellschaft mit hinwegnehmen kann, ohne selbst hundert Worte gesprochen zu haben.

Nein —

fuhr der gesprächige Vater fort;

ich muß Ihnen doch Etwas von meinem kleinen Schatz zeigen, eh' es dunkel wird. Kommen Sie! kommen Sie! Hinten heraus auf die Promenade hab' ich meine zwey Lieblingsstübchen, wo immer Etwas ausgekramt liegt — —

Er zog ihn sehr heiter mit sich fort. Theodor fand erst ein kleines, aber schönes Zimmer mit Handzeichnungen und einigen Landschaften in Oehl.

Sehen Sie —

fuhr der Alte fort;

von Handzeichnungen und Originalgemählden kann ich ihnen nichts weiter aufweisen, als was Sie hier sehen, von unsern beyden würdigsten Landsleuten jetziger Zeit — von Oeser und Dietrich. Sehen Sie diese leichthingeworfenen drey Apostelköpfe vom ersten — Sie erkennen sie doch?

Wer wollte einen Augenblick den Charakter in ihnen verkennen? Jesus, Petrus und Johannes!

Der alte G — war voller Freude. Er führte ihn nun vor einige Landschaften von Dietrich —

Landschaften,

sagte er;

das ist eigentlich mein Lieblingsfach. Ich bin kein großer Kapitalist, sonst sollte es hier noch ganz anders aussehen. Ich muß

mich also an diese wenigen Originale, und hauptsächlich an Kupferstiche halten — freylich nur Uebersetzungen der Klassiker, gleichsam Klavierauszüge aus den Werken der größten Meister! Ich bin nemlich kein vernarrter Liebhaber; habe überdies noch mein liebes Mädchen, zu deren Glück ich so viel nur möglich beytrage: die muß einmal zu leben finden. Aber was halten Sie von diesen Waterloo's? —

Ueber dem Durchblättern einiger Portefeuille fing es an dunkel zu werden: G — bot seinem Gaste ein Spielchen an bis zum Essen —

Vor allen Dingen —

sagte er;

spielen Sie Schach?

Ja! —

Gern? —

Sehr gern, wenn ich einen geduldigen Spieler habe.

Herr, Sie sind mein Mann! Lassen Sie uns eine Parthie anfangen! Und von heute an — wenn Sie ein langweiliges Stünd-

chen haben, und wissen es sich nicht besser zu vertreiben, als mit einem alten Mann, seinem Bilderkram, seinem Schachbrete und seiner Tochter: so seyn Sie mir alle Tage herzlich willkommen!

Theodor dankte sehr vergnügt. Emilie war abwesend.

Ich habe ohnedies jezt Niemand,

fuhr der gute Alte fort,

mit dem ich von Herzensgrunde umgehen könnte, seit der Hofrath R— in Wien ist —

Kennen Sie den Hofrath?

fragte Will mit Theilnahme.

Ob ich ihn kenne —?

Beynahe hätte er geplaudert: aber er hielt an:

Er ist mein bester Hausfreund: ein vortrefflicher Mann!

Ja wahrlich, ein vortrefflicher Mann!

Der seinen Freunden mit seinem Herzblute dienen würde —

Da kennen Sie ihn recht —

sagte Theodor mit Herzlichkeit. Emilie, die eben zum Essen rief, brachte das Gespräch wieder auf die Kunst durch die Frage:

Haben Sie auch meine Lieblingslandschaft im ersten Zimmer bemerkt, Herr Will?

Doch nicht die von Dietrich mit der Gruppe Bauerkinder im Vorgrunde?

Ja wohl! Der kleine krausköpfige Knabe hat ein ABCbuch und will die andern wieder lehren, was ihm der Schulmeister zeigte. Man siehet es ihm an, daß er A ausspricht. Seine kleine Schwester ist dem Weinen nahe, daß sie die Weisheit des Herrn Bruders noch nicht fassen kann.

Ich bin entzükt davon gewesen,

erwiederte Herr Theodor;

Ich weiß auch nicht, was reizender und der Kunst im Kleinen würdiger wäre, als schöne Kinder! —

Im Kleinen nur?

versezte Emilie lebhaft;

O ich weiß im Kleinen und Großen nichts würdigers! Schöne Figuren sind doch, dächt'

ich, ewig der edelste Gegenstand der bilden-den Kunst: und welche Figur kann schö-ner seyn, als die Figur solcher Unschuld?

Theodor blikte hierbey Emilien an: und diese — war es nun ihrer Lebhaftigkeit hierbey, oder dieses Blickes wegen, der eine ziemlich deut-liche Antwort war — erröthete etwas verle-gen. Herr Will, der wohl merkte, was seine Augen angerichtet hatten, gab der Sache eine andere Wendung durch einen sanften Wider-spruch ihres Satzes über die würdigsten Stoffe der bildenden Kunst. Er nahm sich der grö-ßern dichterischen Kompositionen an, Emilie der lieblichen Familienscenen, Herr G— der Landschaften. Hier herrscht ächter Kunstgeist, Sinn und Gefühl für das Erhabene und Ideale, sagte Theodor; hier athmet sanfte Tugend, Menschlichkeit und Geist, Sinn und Gefühl für das Idyllische, sagte Emilie; hier lebt schöne Natur, wie sie unmittelbar und unverdorben aus unsers Herregotts Hand kömmt, und von einem edlen Geist aufgefaßt und dargestellt wird, behauptete G—. Bey mir wird der Geist des Betrachtenden erhoben über das Irdische, hin-geleitet zum idealen Schönen, das wieder in

glüklicher Verbindung mit dem reinen Guten stehet, sagte Theodor. Aber wie wenige können es fassen? wendete Emilie ein; meine Lieblingsdarstellungen verstehet jeder, der überhaupt Etwas verstehet; sie rühren das Herz eines jeden, der überhaubt einer Rührung fähig ist; die Empfindungen, welche sie einflößen, beleben zu den sanften Tugenden der Menschlichkeit und des Wohlwollens. — Auf meinen Lieblingsbildern lernt man Gottes schöne Welt kennen und schätzen, sagte Vater G—; dann gehet man vom Bilde in die Wirklichkeit hinaus mit offenen Augen, offenem Herzen, und siehet in dem, was ist, den großen Geist, durch den es ist — —

Doch ich erinnere mich — wenn es nur nicht schon zu spät ist — daß es viele Leser und Leserinnen giebt, die eine Geschichte nur der — Geschichte wegen lesen; bey denen ein halb Alphabet, das für sie Interesse hat, es nicht gut macht, wenn sie auf einem halben Bogen eine Anwandlung von Langweile gehabt haben, Ich streiche also die Fortsetzung dieses kleinen freundschaftlichen Kunststreites weg; und sage nur, daß Theodor sprach wie

ein für die Kunst gebildeter junger Mann, mit Kunstgefühl und Künstlergeist; Emilie, wie ein zartempfindendes natürliches Mädchen; G—, wie ein im Allgemeinen gebildeter Mann bey Jahren, aber von Verstand und Herz.

Unter solchen Gesprächen verstrich der Abend. Theodor ging; wurde erst nochmals, so oft es ihm selbst gefiel, zum Schach eingeladen, und schlich hinweg mit schwerem Herzen und mit dem festen Vorsatz, von morgen an hier sein Glück — im Schach zu versuchen.

Emilie legte sich bald schlafen: aber der liebe Schlafgott stehet bekanntermaßen mit Amorn in unversöhnlicher Feindschaft — er beglükte das gute Mädchen nicht. Sie schrieb ihre Unruhe, ihr ängstliches Herzklopfen, ihre wachenden Träume, die sie vergessen zu haben sich einbildete, sobald sie verflogen waren: alles das schrieb sie dem Schrecken zu, das ihre Phantasie nun einmal aufgereizt habe. Der Schlafgott und hoffentlich wir alle sehen etwas schär-

fer, ob wir gleich Emilien die Unterlegung eines falschen Textes unter die Musik ihrer Empfindungen gern verzeihen wollen: wer hätte nicht in seinem Leben auch so parodiert. Aber daß das verständige Mädchen den folgenden Tag, als der Briefträger mit der Wiener Post ankam, ihn mit dem ihm gebührenden Lohn abziehen ließ; daß sie im Gesicht glühete, fast zitterte, als sie den Brief erbrach; daß sie ohne ein Wörtchen des Bedauerns des Hofraths Klage, wegen überhäufter Arbeit, die ihn so wenig schreiben ließ — las: daß das alles so war, und sie doch gar nichts Arges daraus nahm — das mögen wir bey ihr, eben weil sie Emilie ist, nicht so geradehin entschuldigen.

Ob sie gleich fast gar nicht geschlafen hatte, so war sie doch sehr munter — ein neuer Beweis von der Feindschaft Amors und Hypnos, indem jener durch seinen geheimen Einfluß diesen entbehrlich machen will. Kaum war gegen Abend der alte Herr vom Komtoir, so erschien Theodor — zum Schach. Er war weit sorgsamer als gestern gekleidet, doch schien er nicht ganz so heiter und unbefangen: vielmehr war

über sein ganzes Wesen eine Art von Stille und Heimlichkeit gegossen, daß die achtsame Wirthin — ohngeachtet ihre Augen nicht über ihr Nähetischchen und noch weniger nach den Schachspielern zu gehen schienen — es dennoch gar bald merkte.

Was muß ihm denn seyn? was muß er denn haben?

fragte sie sich im Herzen wohl zwanzigmal: aber sie konnte oder wollte sich die Frage nie beantworten. Ueber den stillen Fragen hatte sie sich aber von derselben Laune, die den Gast plagte, anstecken lassen: so daß der gute Alte bey weitem die vergnügteste Person war; und Theodor mußte alle Aufmerksamkeit aufbieten, um nur mit Ehren gegen diesen zu verlieren.

Er wiederholte nun seine Besuche immer öfter, und sezte sich jedesmal in der Gunst des alten G — fester, so daß diesem Etwas beträchtliches zu fehlen schien, wenn er den liebenswürdigen Nachbar einen Tag nicht sahe. Die wunderbare bittersüße Laune verließ diesen selten, und nur zuweilen ging sie in viertelstundenlange heftige Lustigkeit über. Emilie war noch

stiller. Sie aß wenig, schlief wenig, sprach wenig; ihre Antworten waren zuweilen gar nicht passend; sie sahe öfters starr auf einem Punkt, und schien dann auf einmal, wie aus einem Traume, zu erwachen. Ihre Briefe nach Wien wurden kürzer, sie brauchte mehr Nachdenken beym schreiben, sie wurden mehr gerundet, besser stylisiert: aber sie klangen ihr selbst nicht. Das Karmin ihrer Wangen erbleichte ein wenig, ihre Augen belebte ein sanfteres Feuer, ihr Busen klopfte ängstlicher ohne Veranlassung. Sie ward in einsamen Stunden zuweilen so schwermüthig, daß ihr die Erde nur für den leicht schien, der in ihr ruhete; daß sie sich an der Stille des Grabes weidete, und sie sich wünschte.

Ihr Vater und ihre Freundinnen merkten die Veränderung: aber der erste schrieb sie der Wiener Reise zu. Was die leztern glaubten, weiß ich selbst nicht: wenigstens traf keine den rechten Punkt. Sprachen doch die beyden Leutchen von Tage zu Tage weniger mit einander! schienen sie sich doch sogar zu vermeiden! Ihre Lage war die peinlichste von der Welt, und der Himmel weiß, wie lange sich beyde so ge-

quält haben würden, wenn nicht ein kleiner Zufall beyder Herzen geöffnet hätte.

Eben damals wurde das himmlische jüngste Kind der Harmonie — die Harmonika, in Deutschland allgemeiner und also auch in D— bekannter. Ein Freund Theodors besaß dies Instrument und spielte es mit viel Geschiklichkeit. Er war ein Mann, wie es ihn, wenn es alles wirken soll, was es wirken kann, verlangt: ein Mann von gründlicher Kenntnis der theoretischen und praktischen Musik, mit einem sanften, sehr zart empfindenden Herzen. Emilie und ihr Vater hatten dies Instrument noch nie gehört: Theodor bat sie also bey Gelegenheit, es bey seinem Freunde zu hören. Der alte G — hatte keine Lust. Er sagte:

Es soll traurige Menschen machen *): und die sehe ich nicht gern — geschweige, daß

*) Ueber das Wahre oder Falsche dieser sehr gemeinen Behauptung wird sich der Verfasser an ei-

ich mich selbst wissentlich zu Traurigkeit stimmen lassen sollte! —

Destomehr wünschte Emilie es zu hören. Sie erbat sich ihres Vaters Erlaubnis, und ließ sich von Theodor hinführen.

Es war ein schöner Sommerabend. Das Getümmel der Stadt schwieg auf den Straßen, der Mond schien hell in das Zimmer des Virtuosen. Voller Erwartung saß Emilie da, als er den ersten Akkord leise, jezt zunehmend, nun in aller Fülle, und dann wieder abnehmend bis zum Verschwinden in Nichts, angab. Er spielte eine Weile, langsam und gebunden, seine eignen Phantasien, ging dann in ein Adagio von Naumann über, und schloß daran, im zartesten Pianissimo, den Choral: O Traurigkeit — —

Emiliens Busen war gepreßt bis zum Schmerz. Alle getraueten sich kaum zu athmen, man hör-

---

nem schiklichern Orte weiter erklären — in der neuen Leipziger musikalischen Zeitung, welche von Michael 1798 bey Breitkopf und Härtel in Leipzig herauskömmt.

te das Picken in Theodors Taschenuhr — alle schienen in Harmonie aufgelößt. Nun reichte Theodors Freund seinen Zuhörern Matthissons Gedichte, schlug eins derselben auf, und bat, die Texteswort in Gedanken seiner Melodie unterzulegen *). Er spielte eine ganz für diesen Text geschaffene Melodie, aus dem feyerlichen As. Die Hörenden lasen still:

Wo durch dunkle Buchenhaine
Blasser Vollmondschimmer blinkt;
Wo um schroffe Felsen seine
Ranken dreust der Epheu schlingt;
Wo aus halb verfallnem Thurme
Ein verlaßnes Bäumchen ragt, —

---

*) Ein Anachronismus. Die meisterhafte Komposition dieses Gedichts, die ich meyne, ist von Reichardt, und stehet im ersten Heft von dessen Cäcilia. Wer übrigens die Harmonika weiter kennet, als daß sie aus einer Reihe Glasglocken bestehet, wird wissen, daß Theodors Freund allerdings wußte, auf welche Weise dies Instrument das meiste — Alles wirkt. Die Worte des Gedichts sind nach der ältern Ausgabe angeführt, weil auf diese nur die Melodie paßt, indem der Dichter in der neuesten Ausgabe den langen Vordersatz abgekürzt hat.

Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt;
Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt;
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo in wildverwachsnen Gründen
Dumpf der Waldstrom wiederhallt;
Wo, ein Spiel den Abendwinden,
Dürres Laub auf Gräber wallt — —

Hier flossen beyder Thränen, ohne daß sie es wußten, sanft herab — —

Wo im bleichen Sternenscheine
Um den frühverlohrnen Freund
Einsam im Cypressenhaine
Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt, von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter gern.
Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh sein Herz;
Da ergießt in heißen Thränen — —

Gott im Himmel, was ist Ihnen —? rief Theodor. Emilien war das Buch entfallen; bleich und kalt war sie in den Stuhl zurükgesunken. Sie erholte sich jedoch sogleich

wieder; meynte, es sey nichts, gar nichts: bat aber Theodoren, sie fortzubegleiten.

Langsam führte er das zitternde schwankende Mädchen die wenigen Häuser, die sie entfernt waren, vorbey, und in das ihrige. Kein Wort ward gesprochen. Ihr Vater hatte allein Langweile gehabt und war ausgegangen. Als sie in dessen Zimmer kamen, warf sich Emilie matt aufs Sopha, entschuldigte sich sanft lächelnd, daß sie das Vergnügen gestört habe; meynte aber, sie habe sich nun einmal nicht helfen können, sie wisse gar nicht, welche unnennbare Empfindung sie ergriffen habe — Er sollte aber unbesorgt seyn: jezt wäre alles vorbey.

Ich weiß überhaupt nicht —

sezte sie sehr wehmüthig hinzu, indem sie sich den Kopf stüzte, und eine helle Thräne ihr im Auge strahlte —

ich bin seit einiger Zeit oft so traurig — so traurig —!

Er fiel mit inniger Empfindung ein:

Ach Emilie, mein Herz bricht — Ich — nein, ich schweige nicht länger! Auch ich, Emilie! auch ich!

Er faßte warm und herzlich ihre Hand: sie ließ sie ihm —

Gutes, seelenvolles Mädchen —

Er riß ihre Hand an seine Brust —

Ich liebe — Dich! Dich! —

Sie saß noch wie vorhin — lächelte in Thränen — Auf einmal fuhr sie zusammen, machte sich los, sprang auf:

Fort, fort von hier, wenn Du mich liebst! —

Theodor hielt sie mit Gewalt zurück:

Nein, nur die Allmacht soll dich aus diesen Armen reißen. Was ist das? Was stürmt auf einmal aus diesem sanften Herzen? Was fliehet Emilie mich?

Fort, fort — um Gottes willen! —

Nicht eher, bis ich mein ganzes Unglück weiß! Emilie, warum verschmähest Du die Liebe eines Redlichen?

Soll ich vor Dir knieen — —

Ich muß es wissen — warum? warum? —

Nun so wisse es denn: ich bin verlobt —

Verlobt? Ha, meine Muthmaßungen! Und mit wem, mit wem verlobt?

Mit dem Hofrath R —!

So stehet der Unglükliche, neben dem der Blitz einschlug. Seine Hände sanken — er starrete sie an — er sprach auf einmal ganz abgespannet:

Ja, nun will ich gehen —!

Hier stürzten helle Thränen aus seinen Augen.

Nein,

sagte Emilie schüchtern zitternd,

so lasse ich Sie nicht.

Er war außer sich, hörte sie nicht. —

Nur noch einige Minuten —

sagte sie und schmiegte sich an ihn. Er drükte sie fest an seine Brust, küßte ihre kalte Stirn und rief:

Gott lasse es Ihnen immer wohl gehen! Lebe wohl! Emilie! —

Damit wand er sich los und war fort.

Emilie schwankte ohne Besinnung auf ihr Zimmer. Nie ward wohl eine Nacht schrekklicher durchwacht. Sie warf sich aufs Lager — das Blut schien ihr die Brust zersprengen zu wollen; sie stand auf — ihre Füße zitterten und konnten sie nicht tragen. Sie legte sich nochmals nieder, sie bat Gott so wehmüthig nur um zwey Stunden Schlaf: da erleichterte sich das Herz ein wenig — sie schlief ein. Aber kaum war sie auf dem von ihren Thränen nassen Hauptkissen eingeschlummert, als ihre Phantasie mit schreklichen Bildern sie wieder aufschrekte. Keines war ihr aber schrekklicher, als wenn sich ihr der redliche, vertrauensvolle Hofrath darstellte, wie er freudig zurükkam und auf sie zueilte mit offenem Vertrauen, mit liebevollester Zuversicht. Sie fuhr dann auf und verbarg sich, schon wachend, scheu in das feuchte kalte Kissen. Sie fühlte es ganz, wie schreklich — wie unbeschreiblich quälend

es ist, von Andern würdigen! Menschen mit Achtung, Liebe und Vertrauen behandelt zu werden, indeß eine Schlange im Busen den Unglüklichen bey jedem Händedruck ins innerste Mark zwikt und ihm zuzischt: Bist du's werth —? —

Ihr zarter Körper hielt die Anstrengung nicht aus. Blaß, wie eine Büste, lag sie mit offenen Augen und auf die Brust gefalteten Händen da, nicht schlafend, nicht wachend, ohne Bewegung, ohne Gedanken. So fand sie früh ihr Mädchen. Diese schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: Emilie befahl ihr still zu seyn, kleidete sich an — ihr Wille war nun auf einmal bestimmt: sie schwankte zu ihrem Vater.

Sobald sie zu ihm kam, sank sie an seine Brust und rief:

Verzeihung, mein Vater! Verzeihung! —

Der gute Vater war erschrocken über die Todtengestalt des Mädchens, noch mehr über diesen Ausruf. Er hielt sie im Arm, brachte sie aufs Sopha, und nun sollte sie sich ruhig erklären. Emilie gestand alles mit der größ-

ten Aufrichtigkeit. Er ließ sie ausreden. So dann stand er, dumpf in sich gekehrt, auf:

Du bist krank mein Kind: ich will zum Arzt schicken.

Nicht eher, mein Vater, bis ich Ihre Verzeihung habe. Was soll mir ein Leben, wenn auch mein Vater sein Herz vor mir verschließt!

Ich hasse keinen Menschen; ich verschließe mein Herz gegen keinen Wurm — wie viel weniger gegen mein Kind. Laß mich zum Arzt schicken —

Ach, mein Vater — so haben Sie noch nie mit mir gesprochen! so habe ich Sie noch nie gesehen!

Mein Kind hatte mich noch nie gekränkt — jezt hast Du das, bis aufs Mark! Meine Emilie versprach mir uneingeschränktes Vertrauen: sie hat ihr Herz von mir gewandt — Ich werde in meinem Alter noch allein stehen, allein und einsam, die Augen mit Sehnsucht gerichtet nach meinem Grabe — —

Vater, haben Sie Erbarmen! Nein, das verdiene ich nicht! Kannte ich mich selbst? Ich komme mit Wehmuth, mit Reue zu Ihnen: aber, Gott weiß es, in meinem Herzen ist kein Falsch gegen meinen ewig theuren Vater — Sehen Sie Ihre Emilie an — Ich will ja gern, gern alles thun, was Sie nur von mir verlangen — —

Unglükliches, bedauernswürdiges Kind — Was ich von dir verlange, oder vielmehr was die Rechtschaffenheit von dir verlangt, das kannst du nun nicht mehr —

Was? was?

Ihn vergessen! —

Ach, Gott wird mir Kräfte verleihen — —

Indem brachte der Bediente einen Brief an Herrn G — Unwillkührlich erbrach er ihn. Er schien nur einige Zeilen zu enthalten.

Hier ist ein Einschluß an dich —

An mich? Von wem?

Von Theodor Will —

Emilie legte den Brief zurück. Sie sagte:

Ich lese ihn nicht —

Ich bin im Billet an mich darauf gewiesen —

So lesen Sie ihn — —

Der Vater erbrach den Brief und las:

„Emilie! der erste Kuß, den ich gestern auf „Ihre Wange drükte, war der Abschieds„kuß. Indem Sie dies lesen, bin ich schon „einige Meilen von Ihnen entfernt. Wo„hin? das weiß nur Gott. Ich mache „Ihnen keine Vorwürfe, daß Sie die er„schütternde Entdeckung mir so spät mach„ten: wäre Ihr Verlobter nicht R —, so „sollte keine Macht der Welt mich von Ih„nen trennen. So aber wäre ich der ab„scheulichste Mensch, wenn ich mich je wie„der vor Ihnen sehen ließ. R — ist mein „größter Wohlthäter auf der Welt, und „ich raubte ihn dafür sein größtes Glück? „Da sey Gott vor! — Ich war auf der „Universität Leipzig vielleicht der ärmste „Studierende. Ich hatte Niemand, auf „der weiten Welt Niemand, der mich nä-

„ihr konnte und meinen Bemühungen um „Unterstützung, die ich ohne Erröthen ans „nehmen konnte, Nachdruck gab. Sie „blieben also fruchtlos. Voller Gram und „Erbitterung ging ich mit keinem Men„schen um, und schweifte, der Verzweiflung „nahe, in den finstersten, menschenleersten „Orten umher. R—, der damals Führer „des jungen Grafen von Sch— war, „mochte mich öfters bemerkt haben: ich „kannte ihn gar nicht. Mit großer Mühe, „mit der feinsten Schonung und Zärtlich„keit zwang er mir die Ursache meines „Kummers ab, sorgte von nun an ganz für „mich, und um seinen Wohlthaten das Be„schämende und Demüthigende zu nehmen, „ließ er mich dem jungen Grafen einige „Stunden geben. Da er mit ihm von „Leipzig wegging, ruhete er nicht, bis er „mir vom Vater des Grafen eine sehr be„trächtliche Unterstützung, und das gewisse „Versprechen einer baldigen Versorgung ver„schafft hatte. Für alles das mußte ich „weiter nichts thun, als — schweigen. „Emilie, Sie wären das vortreffliche Ge„schöpf nicht, das Sie sind, wenn dieser

„Zug seines edlen Charakters nicht sein Bild
„mit heiligem Feuer in Ihrem Herzen her-
„vorrief, und das Bild eines Unglüklichen
„verdrängte, verwischte, der Ihren Ver-
„lobten nur bewundern, verehren, lieben,
„aber bey weitem nicht ihm gleich seyn kann.
„Folgen Sie dem Edelmuth Ihres reinen
„Herzens, beglüken Sie ihn mit Ihrer
„Hand, leben Sie in seinem und Ihres
„würdigen Vaters Umgang glüklich — Ach,
„könnte ich meinem Wohlthäter alle die
„Freuden noch hinzugeben, die ich in Ih-
„rem Umgange genoß! — Sie sollen nie
„wieder Etwas von mir hören. Können
„Sie nicht an mich mit der Ruhe
„denken, mit der man sich an einen früh-
„verstorbenen Freund erinnert: so vergessen
„Sie mich ganz. Auch meine Thränen
„wird das Bewußtseyn recht gehandelt zu
„haben troknen — wenn auch nicht sobald.
„Leben Sie wohl — wohl!" — —

Vortrefflicher Mann —

— —

rief der alte G— aus und troknete sich die Augen;

Gott mache dich so glüklich als du es verdienst.

Emilie trat zu ihrem Vater, fest und edel sagte sie:

Ich sollte ihn vergessen — das verlangten Sie vorhin. mein Vater. Sie meynten, ich könnte es nicht — Nein, ich kann's auch nicht: aber ich bin gewiß, jezt werden Sie es nicht von mir verlangen. Der liebe „frühverstorbene Freund" — Er reise: der Himmel und meine besten Seegenswünsche geleiten ihn! Er hat mich beschämt, er hat mich durch Rechtschaffenheit gedemüthigt, aber auch wieder erhoben. Ich fühle nun wieder, was ich seyn soll, und was ich seyn kann. Ich werde vor allem an den Hafrath schreiben —

Und was?

Mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit alles, was geschehen ist. Kann er mir verzeihen — —

Sich, da bist Du wieder meine brave Tochter! Aber ich rathe Dir nicht dazu.

Sey behutsam. Ja keine neue Ueberei lung! Du würdest ihn, manches Andere nicht erwähnt, so äußerst beunruhigen — Bey einem Manne von seinen Geschäf ten muß man dies sorgfältig vermeiden. Du weißt ja auch, daß er neulich schrieb, er werde vielleicht in einigen Wochen wieder bey uns seyn. Gehe unterdessen mit Dir sehr ernsthaft zu Rathe — Ich will Dich schonen und kein Wort darü ber sprechen, bis Du selbst es willst. Aber dann sey aufrichtig gegen mich — beynahe hätte ich gesagt, aufrichtiger —!

Der vortreffliche Vater hielt Wort: die Sache blieb unerwähnt. Emilie schlich einige Tage wie eine Schwindsüchtige umher: er that nicht, als ob ers bemerkte. Sie wurde nach und nach ein wenig munterer: er sahe es nicht. Ihre Wangen bekamen wieder einen Anstrich von Röthe: er merkte gar nichts. So wa ren drey Wochen vergangen, als die Tochter auf sein Zimmer geeilt kam:

Hat Er's Ihnen auch geschrieben?

Wer denn?

Der Hofrath —

Was denn?

Daß er in acht Tagen hier seyn wird?

Ja, das hat er!

sagte G— langsam, und sahe sie scharf an. Emilie fing nun selbst an, ihrem Vater den Zustand ihres Herzens zu entdecken. Sie gestand, daß sie sich furchtsam nach seinem Anblick sehne, noch mehr, nach seiner Verzeihung. Sie bat ihren Vater, zuerst mit ihm zu sprechen, ihm alles Geschehene zu offenbaren —

Verschmähet er mich —

fuhr sie fort;

ach, ich darf ihm keinen Vorwurf machen! Verschmäht er mich nicht: so soll mein ganzes Leben ein Zusammenhang von Gefälligkeiten seyn, ihm dafür zu danken —

Und der arme Reisende —?

Ja, mein Vater, ich kann nie ohne lebhaftes Gefühl an ihn denken: und dennoch wünsche ich mir den Hofrath zum Gatten, und bin gewiß, sehr glüklich mit ihm zu werden. Ich weiß selbst nicht, was ich will: aber ich glaube, meine Empfindungen für ihn sind heiliger — obgleich die, die ich für Theodor hatte, lebhafter waren.

Daß heißt: Du warest in ihn verliebt, aber R— liebst Du! Ersteres, mein gutes Kind, ist Reiz, lezteres Wohlgefallen; jenes gründet sich auf Sinnlichkeit und Vergnügen, dieses auf Achtung und Wohlwollen; jenes hat mehr Leidenschaft, ist aber eben um deswillen flüchtiger — eine Gluth, die durch sich selbst verzehret wird: dieses hat mehr Ruhe, ist aber um deswillen bleibender — eine Flamme, die durch sich selbst immer neue Nahrung erhält; jenes wird entzündet durch äußere Vorzüge des Mannes oder Weibes, dieses wird erwekt durch Vorzüge — äußere und innere — des Menschen; jenes versezt das Gemüth in eine betäubende Berauschung, dieses leitet es in

ein besonnenes Wohlseyn; vom Genuß des ersten mag sich das Herz des Tugendhaften selten Rechenschaft ablegen, auf den Genuß des zweyten blikt es immer mit Zufriedenheit und Selbstbilligung; dort ermattet die Seele gar bald, hier wird sie immer mehr gestärkt; jener Zustand wird von einer steten Unruhe begleitet, und diese ist wahrlich nicht für die Ehe, die ein Zustand friedlichen Genusses seyn soll — — Ach ein großer, großer Unterschied, auf den ich wünschte alle Deine Schwestern aufmerksam machen zu können: denn wisse, mein Kind, nicht selten folgt auf jenen entzückenden Rausch noch mehr als Kälte, folgt Ueberdruß und geheimer Widerwillen, und da hilft kein Widerstreben der Vernunft, denn das ist blos Sache der Empfindung: aber aus jener ruhigern Zärtlichkeit kann, bey übrigens nicht schlechten Menschen, nimmermehr etwas Uebels entstehen. Daraus folgt, was die Erfahrung tausendfältig bestätigt: bey jenem Zustande gedeihet äußerst selten eine Ehe — so selten, als bey diesem eine mißglükt!

Den versprochenen Tag kam der Hofrath und eilte noch im Reisekleide zu seinem alten Freunde. Emilie ließ sich nicht vor ihm sehen. Sie saß in ihrem Zimmer und weinte, indeß ihr Vater mit aller Aufrichtigkeit mit ihm sprach. Der Hofrath war sehr bestürzt: sobald er aber den Namen Theodor Will hörte, rief er aus:

Das ist ein edler Mann! Lassen Sie mich Emilien sprechen! —

Er eilte auf ihr Zimmer, fand sie zitternd und bebend. Er schloß sie in seine Arme und sagte:

Nein, nein, Emilie! Du bist mir nie untreu gewesen! Du konntest fehlen, denn du hattest ein Herz und warst unerfahren! O laß uns einander Schwachheiten des Herzens gern verzeihen, da sie das Eigenthum aller Sterblichen sind. Der gute Mensch wird besser nach einer solchen Verirrung — wie der Wanderer sorgsamer auf den rechten Pfad merkt und treuer auf ihm bleibt, wenn er auf einen Abweg gerathen war — —

Das Mädchen sank an seine Brust: der gute Vater gab sie mit Freudenthränen nochmals zu

sammen. Den nächsten Sonntag bat er alle Bekannte zu sich, und stellete ihnen den Hofrath als seinen lieben Schwiegersohn vor. Kurz darauf war ihre öffentliche Verbindung. Nie hat Emilie ihrem Gatten Gelegenheit gegeben, sich sein Vertrauen oder seine leichte Verzeihung bereuen zu lassen. Sie leben in einer Ehe, wo es unentschieden ist, wer des andern Glück mehr macht.

Von dem edlen Flüchtling haben sie nie Et. was weiteres erfahren.

Fehler in den lezten Bogen des ersten Theils.

Seit. 252 Z. 2. lies: alter Landprediger.
= 260 = 8. l. Herr

In der ersten Hälfte des zweyten Theils.

Seit. 9 Z. 9 l. Luft der Sinnen.
= 87 lezte Z. der Note, lies: es nun.
= 90 = 1. der Note, l. zum nächstfolgenden.
= 94 = 9. l. einläßt, auf eine.
= 94 = 13. l. fondemens.
= 98 = 7. l. komme.
= 147 = 4. l. man die jetzige Zeit —
= 149 = 2. l. philanthropischen.
= 154 = 16. l. einzelne Läute.
= 159 = 6. l. thätigen, frühen, ein —
= 160 = 3. l. der daher.
= 165 = 4. l. das Interesse —
= 170 = 6. l. Aschenhausen —

Beym Verleger dieser Schrift ist nachfolgendes herausgekommen.

Bauers (M. K. G.) Predigten 2 Bde. gr. 8.

Flor und Verfall der Länder als natürliche Folgen der Begünstigung oder Bedrückung der Landwirthschaft, und der Freyheit oder Beschränkung des Handels mit den rohen Produkten dargestellt. Nach dem Französischen des Ritters Franz Quesnay, bearbeitet von M. C. A. Wichmann. 8. 9 gr.

Gallus G. T. Geschichte der Mark Brandenburg 2te Aufl. 2r Bd. auf Druckpap. 16 gr.
auf Holländ. Ppr. 1 thlr.

Seliger (J. G.) Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gutgesinnte Christen nach dem Bedürfniß unserer Zeit. 8. auf Druckpapier 12 gr.
auf Schreibpap. 16 gr. in Commission.

Ueber Orthodoxen und Heterodoxen. Ein Wort des Friedens zur Apologie für Beyde. 8.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

2. 54/1
111

1739

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochlitz, Friedrich, 1769-1842

Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit In Erzä
hlungen und praktischen Aufsätzen

Bd.: 2

Züllichau [u.a.] (1798)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.162(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090254-4
VD18 15549828-001